

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT
IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN,
ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXIV.

Januar-Februar 1926.

Heft 1.

NATIONALE KULTUR UND WELTKULTUR.

Das 19. Jahrhundert hat das Verhältnis von Weltkultur und nationaler Kultur zu einem Problem von früher ungekannter Stärke gemacht. Denn durch dieses ganze Jahrhundert hindurch steigt die Welle des nationalen Bewußtseins bei allen Kulturvölkern, und die Gründung eines Nationalstaates, die den einen noch gelingt, wird bei den zurückbleibenden anderen um so mehr ein Ziel fanatischer Sehnsucht. Der Weltkrieg unseres Jahrhunderts hat für alle nichtdeutschen Völker im wesentlichen die Erfüllung ihrer Wünsche gebracht und damit dem nationalen Gedanken der europäischen Völker endgültig zum Siege verholfen. Der Wille zu nationaler Kultur ist durch diese Entwicklung in gleichem Maße, und hier und dort sogar bis zur Siedehitze gesteigert worden — ob es nun gilt, den neu gewonnenen Staat auch kulturell zu festigen oder das noch ungelöste Problem des deutschen Nationalstaates bei politischer Ohnmacht wenigstens kulturell lebendig zu erhalten. Was kann das einstige Weltbürgertum der Deutschen und ihrer Klassiker noch bedeuten, wenn man gegen diese Welt gekämpft, von ihr besiegt, verstümmelt und rechtlos gemacht worden ist? Für Deutschland zumal scheint es gar keine andere Lösung zu geben, als jetzt nur dem eigenen nationalen Leben sich zuzuwenden, die tiefsten Eigenkräfte zu entwickeln und die innere Befreiung in der Abstoßung alles Fremden zu suchen. Und was an solchen Kräften nur aufgespürt werden konnte, ist in Bewegung gebracht worden — man könnte sagen von Fichte bis zu Wotan!

Dieser Nationalismus hat von einer anderen Seite her noch weiteren starken Antrieb erhalten. Als seine schärfste Gegenbewegung sah er seit Jahrzehnten überall die internationalen

Tendenzen des Marxismus ansteigen, den die Arbeitermassen ebenso ergriffen wie einzelne Teile der Intelligenz, die sich dann zumeist zu Führern sowohl dieser Gedankenwelt als auch der politischen Bewegung aufschwangen. Je mehr das gereizte nationale Bewußtsein in diesem marxistischen Internationalismus seinen politischen Gegenpol sah, um so schroffer wurde der Kampf und das gegenseitige Sichnichtverstehen und Nichtverstehenwollen. So hat die geschichtliche Entwicklung die Gegensätze erst aneinander lebendig gemacht: gegen das (vorwiegend literarische) Weltbürgertum erhob sich das nationale Bewußtsein, aber es fand, je mehr es anstieg, einen um so viel weiter ausgreifenden Internationalismus als Weggenossen neben sich. Ein jeder Teil behauptete, die Losung der Zukunft zu besitzen — der eine verhiess die Freiheit der Nation, der andere die Freiheit der Nationen. Und jeder glaubte, die innere Notwendigkeit der geschichtlichen Entwicklung für sich zu haben — der Sieg des einen mußte demnach die völlige Niederlage des anderen bedeuten.

Das Problem ist heute politisch, wirtschaftlich und geistig zugleich. Dadurch ist es weit größer und verwickelter, als die Kämpfer sich eingestehen. Aber es wird doch wenigstens dem leidenschaftlichsten Streite entrückt, wenn man es zunächst einmal lediglich geistig anfaßt und zu lösen versucht; dem Sehenden öffnen sich die Wege ins Politische und Wirtschaftliche dann ganz von selber. Denn aller Untergrund von Politik und Wirtschaft ist geistig.

Der Geschichtsforscher, der in der Geschichte der Völker nach Gesetzmäßigkeiten oder doch Analogien sucht, hat auf dem hier zu behandelnden Gebiete Gegensätzliches vor sich: die antike Weltkultur entwickelt sich aus nationalen Kulturen, aber die der Antike folgende christlich-abendländische Weltkultur des Mittelalters zerstört sich durch die Hervorbringung nationaler Kulturen. Es bleibt zunächst eine gleichgültige Frage, ob aus diesen nationalen Kulturen der Neuzeit wiederum eine neue Weltkultur heranwachsen wird — eine ältere Entwicklung ist jedenfalls grundsätzlich anders gerichtet, und es wäre eine Unterschlagung, wenn man die mittelalterliche Weltkultur noch als Fortsetzung der antiken betrachten wollte, um beide Male mit nationalen Kulturen beginnen zu können. Denn.

es handelt sich nicht um Konstruktionen, sondern um das wirkliche Leben der Völker, und da bewegt sich der Gang der Antike sichtlich von primitiv nationaler Kultur zu ihrer höchsten Ausgestaltung und dann zur Weltkultur, der Gang des Mittelalters und der Neuzeit aber von einer das primitivere Leben einhüllenden, erziehenden Weltkultur zu den Anfängen, zur Steigerung und zur relativen Vollendung nationaler Kulturen, ohne daß doch deshalb die Weltkultur verschwände — sie behält auf weiten Gebieten Lebenskraft und Wirkung. Das einmal Gewesene schafft offenbar Voraussetzungen, die alle Gesetzmäßigkeit durchkreuzen. Aber eine Erkenntnis bleibt davon: Weltkultur und nationale Kulturen sind geschichtliche Mächte mit Aufgaben, die zu ihrer Entfaltung Jahrhunderte brauchen und sich dann nicht schlechtweg ablösen, sondern miteinander in Wettbewerb bleiben, wenn auch die gestaltende Kraft den Platz gewechselt zu haben scheint.

Die führenden Erscheinungen der Neuzeit liegen jedenfalls seit dem 13. Jahrhundert im Bereiche der nationalen Kulturen. Bei ihnen zeigt sich ein weit rascheres Tempo des Fortschritts, ein weit größerer Reichtum der Hervorbringungen und jene unbegrenzte Fülle des Persönlichen, die in besonderem Maße die Neuzeit vom Mittelalter unterscheidet. Die nationalen Kulturen bringen die wahren Grundlagen jeder höheren Kultur: die nationale Sprache als den unmittelbaren Ausdruck des Lebens und aller tieferen Empfindungen, den Kultus der Heimat als Ausgangspunkt für alle ursprüngliche Kunst und Literatur, ja selbst der Wissenschaft, die Pflege der nationalen Überlieferungen als einer Quelle der die einzelnen Generationen vereinigenden Arbeitsziele und Ideale, als Quelle einer wahrhaft aufbauenden Kulturkraft, ferner die Spezialisierung alles Schaffens zur Ergründung der nationalen Wirklichkeit in Geschichte und Natur, wodurch für alle Wissenschaft erst die sichere Grundlage erworben wird. Die nationalen Kulturen werden so der Ausgangspunkt aller reiferen Kultur. Sie sind zugleich Individualitäten, die sich voneinander abheben, wie die geographische Umwelt, die besondere Geschichte und gewisse Rassenanlagen (diese aber sicherlich am wenigsten!) es mit sich bringen. Individualitäten, die von Anfang an in sich selbst verliebt sind und sich überschätzen, die in der Nachbarindividualität das Minderwertige und Schlechte sehen, die sich vor allen anderen durchzusetzen streben und denen am Leben

der anderen zumeist nichts liegt. Die nationale Sprache schafft naturgemäß die erste Trennung; je mehr sie das bevorzugte Organ jeder nationalen Kultur wird, um so weiter rückt man auseinander, und die Eifersucht für Reinheit und für Alleinberechtigung der nationalen Sprache steigt in genauer Parallele mit dem Wachstum nationalen Geistes überhaupt. Freilich wirkt gerade hier eine jede neue Erfindung eine neue Plejade von Fremdwörtern in die nationale Sprache hinein, und man könnte schon hier vorgreifend darin ein Sinnbild des wahren Verhältnisses von Weltkultur und Volkskultur sehen. Aber nicht nur die Sprache trennt, seit die mittelalterliche Weltsprache zurückgedrängt wird, nicht nur die verschiedenartige Überlieferung und der Zwang der naturgegebenen Umwelt, sondern auch der nationale Geist der Völker erzeugt nun bewußtes eigenes Leben — was bisher unter der Oberfläche schlummerte, entwickelt sich zu nationalen Eigenschaften von gestaltender Kraft — das Formgefühl des Italieners steht der deutschen Freude am Malerischen und Unregelmäßigen jetzt erst als ausgeprägtes Schaffensprinzip ebenso gegenüber wie in anderer Richtung der französische Esprit der deutschen Gründlichkeit oder dem deutschen Humor, oder die russische grenzenlose Phantasie der Nüchternheit des Engländers oder des Amerikaners usw. — der „Volksgeist“, wie man einst zu sagen pflegte, übernimmt fortan seine sichtbare Mission in der Weltgeschichte der Neuzeit, er schafft und vertieft die völkertrennenden Schranken. Sie trennen nicht nur, weil solche Verschiedenheit vorhanden ist, sondern sie trennen vor allem, weil man sich in ihr sonnt und im eigenen „Volksgeist“ den Inbegriff der Vollkommenheit erkennt, im Gegensatz zu den irrenden anderen. In der Tat liegt nun in diesen nationalen Kulturtendenzen und in diesem nationalen Selbstbewußtsein ein gewaltiger Antrieb. Der Wettbewerb der Nationen erzeugt immer neue Werte und jene Rastlosigkeit der Arbeit und des Fortschritts, die zunächst noch den „Untergang“ des Abendlandes zu verhindern scheint. Aber jeder rein nationale Fortschritt vertieft die Unterschiede der Nationen — werden die Sprachen nicht immer schwieriger, je geschmeidiger sie für die Wiedergabe immer feinerer seelischer Erlebnisse werden? Lebt nicht jede Nation immer mehr ihr eigenes Dasein, je größer die Summe ihrer Überlieferungen wird? Trennt nicht das im nationalen Staate verkörperte Selbstbewußtsein der Völker

immer mehr zur rücksichtslosen Selbstbehauptung und zur Mißachtung oder zur Befehdung aller anderen hin? Es ist kein Zweifel, daß dies die eine Linie der weltgeschichtlichen Entwicklung ist. Doch darf sofort darauf hingewiesen werden, daß diese scheinbaren Erschwerungen des Austausches zwischen den nationalen Kulturen durch gleichzeitige Verfeinerungen der Austauschtechnik wieder behoben werden. Die Sprachen werden schwieriger, aber die Technik der Erlernung, die Herstellung von Hilfsmitteln aller Art, vervollkommnet sich; die immer größere Freizügigkeit verhindert immer mehr die Absperrung der Nationen voneinander usw. Die Kulturverfeinerung geht auf der ganzen Linie vor sich und nicht nur an der oder jener Stelle, und deshalb findet jeder verstärkte Widerstand auch die verstärkten Mittel zu seiner Bezwingung.

Aber andere, weit größere, eingeborene Widerstände stellen sich dem Sichabschließen der Nationen in den Weg. Zunächst sei jedoch die geschichtliche Tatsache nochmals festgestellt: die Grundlage aller heutigen Kultur des Abendlandes und ihres Reichtums ist die Entwicklung der nationalen Kulturen seit dem 13. Jahrhundert. Wenn man die gegenwärtige Kultur der großen Kulturvölker als „Vollkultur“ bezeichnen darf, als bewußte Leistung gesteigertster Kräfte, so ist damit auch die entscheidende Rolle der nationalen Kulturgrundlage anerkannt. Der Gedankengang, daß man sich deshalb nur auf die Pflege der nationalen Kultur zu werfen habe, erscheint folgerichtig — liegen nicht hier die Wurzeln der Größe? Und je mehr die deutsche Nation zu Unrecht der schlimmsten Taten beschuldigt worden ist, um so stärker mußte sich das nationale Selbstgefühl dagegen aufbäumen und seinen Wert in sich selber suchen. Der Krieg hat solche Stimmungen aber nur verstärkt, nicht erst geweckt — sie waren längst als Ausfluß bestimmter Richtungen des nationalen Lebens vorhanden, und sie führten schon längst den erbitterten Kampf gegen alles Fremde. Sie warfen dem eigenen Volke vor, nachgiebiger als irgendein anderes gegenüber fremden Einflüssen zu sein, und sie rechneten in der deutschen Geschichte nach, wann im großen die deutsche Kultur zwecklos preisgegeben worden sei: sie warfen es dem Bonifatius vor, das deutsche religiöse Leben an das orientalischrömische Christentum gebunden zu haben, sie sahen in der Aufnahme der italienischen Renaissance am Ende des 15. Jahrhunderts den Abbruch einer verheißungsvollen Entwicklung deutschen

Lebens, und sie rieben sich auch an dem Neuhumanismus der Klassiker, der zu Weltbürgertum und mangelndem Patriotismus, insbesondere Goethes, geführt hatte. Nun ist gewiß, daß das deutsche Volk zu Zeiten in häßlicher und würdeloser Weise dem Fremden nachgelaufen ist — die Nachahmung alles Französischen im 17. und 18. Jahrhundert ist das unbestreitbare Beispiel dafür. Aber nicht nur, daß andere Nationen es ähnlich getrieben haben, auch innere Gründe lassen sich dafür anführen. Jacob Burckhardt hat im Hinblick auf das Eindringen des Humanismus in das deutsche Leben mit Recht gesagt: wäre etwas Besseres dagewesen, so hätte es sich nicht verdrängen lassen. Die Ausländerei ist zumeist ein Zeichen für das Versagen der nationalen Kulturkräfte, und die Ursachen dafür liegen nicht so sehr in dem schuldhaften Mangel an Nationalgefühl, sondern in der Erschütterung dieses Nationalgefühls durch schwere Schicksalsschläge, wie z. B. der dreißigjährige Krieg einer war. Mit moralischem Maßstabe lassen sich die Notwendigkeiten der Geschichte nun einmal nicht messen.

Aber nicht nur der Zwang der geschichtlichen Entwicklung hat das nationale Kulturleben zu Zeiten aus seiner Bahn geworfen, sondern dieses Kulturleben war überhaupt niemals rein national und konnte es nicht sein. So wenig wie es reine Rassen gibt, so wenig gibt es rein nationale Kulturen. Schon der Umstand, daß die Nationalkulturen der abendländischen Völker aus der mittelalterlichen Weltkultur hervorstiegen, mußte sie von Haus aus mit einem internationalen Erbteil belasten. Sie alle sind auf christlichem Boden entstanden und haben infolgedessen den Universalismus des Christentums in sich aufgenommen. Daneben aber gehen zahlreiche andere Elemente dieser Weltkultur in die Nationalkulturen hinüber und bestimmen weithin das Werden der neuen Kräfte. Sodann aber lebten und leben diese germanisch-romanischen Völker in einer so unlösbaren Verbundenheit, daß sie sich auf Schritt und Tritt berühren und beeinflussen mußten. Leopold Ranke hat diese Einheit der germanisch-romanischen Völker schon vor 100 Jahren festgestellt und erläutert: in Politik und Wirtschaft, in Religion und Kunst, in Wissenschaft und gesellschaftlichen Lebensformen gab es nicht nur gemeinsame Grundformen, sondern auch durch ununterbrochenen nachbarlichen Austausch eine Verwandtschaft alles Lebens, die das nationale Sonderleben vor starrer Abgeschlossenheit bewahrte. Es ist dasselbe Ver-

hältnis, wie es in jedem Kulturkreis auftritt: das Leben seiner Nationen ist nicht frei zu eigener Gestaltung, sondern bedingt durch den Austausch, den die Verwandtschaft mit sich bringt.

Der Beweis dafür ist leicht zu führen. Deutschland hat in dem Augenblicke, wo es der mittelalterlichen Weltkultur entwächst, die französische ritterliche Kultur mit ihrer Dichtkunst und gleich nachher die französische Gotik aufgenommen; am Ende des 15. Jahrhunderts den Humanismus und die Kunst der italienischen Renaissance, nach dem dreißigjährigen Kriege die französische Kultur, im 18. Jahrhundert die englisch-französische Aufklärung und bald nachher im Neuhumanismus von neuem die Antike, das 19. Jahrhundert bringt vor allem auf künstlerischem Gebiete eine Aufnahme von allem und jedem, was einmal in der Weltgeschichte Stil war. Die andern Völker des Abendlandes haben die gleiche Entwicklung durchgemacht: Italien oder England, Frankreich oder Spanien haben unter mannigfach veränderten und oft günstigeren Bedingungen fremder Beeinflussung ebenso offen gestanden. Die durch das Werden nationaler Kulturen hervorgerufene Trennung wird also durch die innere Verwandtschaft und die stetige Berührung in weitem Maße abgeschwächt. Es ergibt sich hier ein geschichtliches Gesetz: innerhalb eines Kulturkreises, wie z. B. des abendländischen, wandert jeder wichtigere geistige, künstlerische, politische, wirtschaftliche, religiöse oder gesellschaftliche Fortschritt von einem Volke zum andern; die Rezeptionen fremden Gutes stehen nicht im Belieben der einzelnen, sondern sie sind geschichtliche Notwendigkeiten, und der Wettbewerb der beteiligten Nationen beschleunigt diese Rezeptionen, weil keine hinter der anderen zurückbleiben und alles Neue deshalb sofort zu eigenen Gunsten verarbeiten will. Wie bei den Rassen lag immer in der Mischung der stärkste Antrieb zu neuen Leistungen. Und jede Isolierung einer nationalen Kultur ist unmöglich — so wenig wie man den isolierten Handelsstaat heute gestalten könnte. Wird er erzwungen wie im Weltkriege, so spüren wir die Unmöglichkeit seiner Dauer. Wenn aber schon in früheren Jahrhunderten der Austausch der abendländischen Nationen unaufhörlich lebendig war und unlösbare kulturelle Gemeinschaften schuf, um wieviel stärker muß dies heute der Fall sein, wo der moderne Verkehr eine Freizügigkeit der Menschen und der Gedanken geschaffen hat, die man recht eigentlich als das Lebenselement der Gegenwart bezeichnen

kann. Jeder wichtige neue Gedanke durchheilt blitzartig die Welt und beschäftigt Menschen aller Erdteile zu gleicher Zeit und in gleicher Weise, und die Welt von heute hat zudem Hunderte von Einrichtungen geschaffen, um den Austausch der Völker untereinander umfassend und nachhaltig zu machen. Die Erschließung der Welt wirtschaftlich und geistig durchzuführen, ist überall das Anliegen der Kulturnationen, und wie es die Wirtschaftler in ihrem Bereiche tun, so die Gelehrten und die Verleger in dem ihrigen¹⁾.

Und liegt nicht andererseits in jeder nationalen Kultur ein innerer Drang, sich über die eigenen Grenzen hinaus zu entwickeln? Schon der Wille, die Welt außerhalb kennen zu lernen, sprengt den streng nationalen Rahmen, denn jede wahrhafte Erkenntnis schafft sofort neue Maßstäbe für das Eigene, Wertschätzung für Fremdes, und den Versuch einer Verbindung des Eigenen und des Fremden. Bezeichnend dafür ist, wie alle neu entstehenden Nationalkulturen des Abendlandes die Antike an ihrer Wiege stehen haben, und wie Italien, Deutschland und England damals gleichmäßig von Frankreich beeinflusst worden sind, und keine dieser Nationen macht sich denn jemals ganz frei von der Beeinflussung durch seine Nachbarn oder durch ältere Kulturüberlieferungen. Der menschliche Erkenntnisdrang hat sich niemals an die Grenzen der Länder und der Sprachen binden können, sondern es liegt in seinem Wesen, die Wahrheit in aller Welt, bei Freunden und Feinden, zu suchen. Jede nationale Kultur strebt also, von einer gewissen Entwicklungsstufe an, über sich selbst hinaus und führt damit ihrem Eigentum internationale Teile hinzu. Wo die Gefahr für dies Eigentum beginnt, wird schwer abzugrenzen sein — man wird den deutschen Shakespeare, den deutschen Dante, den deutschen Homer schwerlich als eine „Überfremdung“ bezeichnen können. Der Weg zur Überführung der nationalen Kulturen in ein internationales Becken steht überall unverschießbar offen, und ein Abschluß ist unmöglich.

Stehen wir aber damit in unserer Zeit vor einer neuen Weltkultur, die die nationalen Kulturen mehr und mehr in sich aufnimmt und sie damit versiechen läßt? Wird als ihr Ausdrucks-

¹⁾ Es ist dabei vor allem an solche Verlage zu denken, die sich z. B. auf die Erschließung Englands (Tauchnitz-Edition) oder Japans, Indiens usw. einstellen und damit planmäßig den Austausch fördern.

mittel eine Weltsprache entstehen, in deren Bann schon heute mancher träumt, und wird damit der stärkste Schutzwall der nationalen Kulturen verschwinden? Steuern wir unbewußt in die Zeiten des ausgehenden Altertums hinein? Noch sind wir nicht so weit, und die nationalen Kulturen der Gegenwart denken wohl kaum daran, zugunsten einer künftigen Weltkultur abzudanken. Innerhalb der Wirklichkeit liegt nur die Frage, ob es neben den Nationalkulturen überhaupt eine Weltkultur gibt und was für ein Verhältnis sie ihnen gegenüber zu beanspruchen hat.

Die Frage nach dem Vorhandensein einer Weltkultur erscheint überflüssig — ist nicht selbstverständlich der Begriff erst aus dem Vorhandenen entwickelt? Aber man braucht nur an den Begriff der Weltgeschichte zu denken, um sich die Schwierigkeiten klarer Begriffsbestimmung deutlich zu machen. Solange man als Weltgeschichte den Zeitraum von der Bibel bis zur Gegenwart, vom alten Orient über die Mittelmeerperiode zur abendländischen Neuzeit nahm, war die Frage zugunsten des europäischen Selbstbewußtseins glatt gelöst. Je mehr aber Ostasien, Indien und das alte Amerika ihren Platz in einer Weltgeschichte forderten, ging notwendig aller Zusammenhang verloren; es entstanden Weltgeschichten auf „geographischer Grundlage“, also mit Verzicht auf inneren Zusammenhang. Ein Nebeneinander der großen Kulturkreise der Geschichte blieb allein übrig, dem man durch allgemeine, gleichartige Gesetze der geschichtlichen Entwicklung Einheit aufzuerlegen trachtete. Zunächst aber war Weltgeschichte nichts anderes als die Addition verschiedener Kulturkreisgeschichten geworden.

Der Begriff der Weltkultur steht in Gefahr, nichts Besseres zu sein. Ist er mehr als eine Addition der nebeneinander bestehenden nationalen Kulturen? Gibt es irgendwo auf der Erde ein Gebiet mit Weltkultur? Wenn nicht, wo ist dann ihr fester Boden, und wo sind die wahren Quellen ihres Lebens? Woher nimmt sie die geistige Einheit, die jede Nationalkultur aus ihrem eigenen Heimatboden zieht?

In der Tat ist Weltkultur zunächst einmal eine bloße Addition: die Summe der nationalen Kulturen in dieser irdischen Welt kann als Weltkultur bezeichnet werden. Dann aber würde ihr selbstverständlich jedes eigene Leben fehlen, und der Begriff Weltkultur entbehrte jeder Geistigkeit. Aber man fühlt sofort, daß mit dieser ersten Bestimmung — die an sich richtig

ist — der Sache nicht Genüge getan ist. Es gibt etwas *über* den nationalen Kulturen, was heimatlos ist und dennoch lebt, verbindet und beeinflußt, was größer als jede nationale Kultur ist — wie die Menschheit größer ist als jede einzelne Nation. Die Menschheit? Ist sie nicht ebenso eine bloße Addition der vorhandenen Völker, ein ewig gebrauchter Begriff ohne Sinn und Wirklichkeit? Auch sie ist in *einer* Hinsicht nur eine solche Addition, aber in anderer, uns gleichmäßig geläufiger, ein hoher Begriff vom Menschentum, ein großes Soll, vergleichbar jenen höchsten Typen von Menschentum, wie etwa Dürer sie in seinem Kupferstich Adam und Eva, oder in seinen Vier Aposteln der Münchner Pinakothek oder Michelangelo sie in den meisten seiner Skulpturen geschaffen hat. „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben, bewahrt sie!“ Was höchstes Menschentum zu sein und zu leisten vermag, wird als Forderung aufgestellt — im vollsten Gegensatz zu der bloßen Summe des Menschlichen (wobei das Ethos ja sehr leicht einmal im Gemeinen unterzugehen vermag!). In dem Begriffe Weltkultur liegt eine ähnliche Forderung beschlossen: es handelt sich dabei um das, was allen Menschen als höchste Kulturwerte gemeinsam sein sollte. Man könnte in einem Bilde sagen: es sind die Berggipfel, die ein Nebelmeer überragen, es sind *die* Leistungen der nationalen Kulturen, die sich Weltgeltung erzwingen und die, weil sie vom typisch Menschlichen ausgehen, zum Gemeingute *aller* Nationen werden können. In ihnen verschwindet das räumlich wie das zeitlich Bedingte — jede Nation und jedes Zeitalter vermag sie für sich zu beanspruchen. Es steht also alle Weltkultur mit einem Fuße im Bereiche irgendeiner Nationalkultur, denn werden kann sie nur auf einem konkreten Boden; aber sie wächst, ohne sich von ihm loszulösen, darüber hinaus. Homer und Plato und Phidias bleiben urgriechisch und sind doch Teile einer Kultur, die allen höherstrebenden Menschen gemeinsam geworden ist. Man könnte alle jene Großen nennen, deren Werke Bildungsgut aller Völker geworden sind: von Homer bis zu Goethe, von Plato bis zu Kant, von Phidias bis zu Rembrandt, von Sophokles bis zu Shakespeare und Schiller, von Euripides bis zu Molière, von Thukydides bis zu Ranke usw. usw. — dann hätte man die Träger der Weltkultur vor sich. Es sind schließlich aber nicht nur die ganz Großen — wie viel Kleinere ragen über die Schranken der Nationen hinüber und geben auch den Anderssprechenden Genuß und

Erhebung! Die Grenzen zwischen Weltkultur und Nationalkultur sind also keineswegs straff gezogen, sondern vielmehr elastisch — wo immer großes Schöpferisches sich regt, wird es nach übernationaler Geltung streben. Nicht etwa nur, daß ein gnädiges nationales Selbstbewußtsein den andern Völkern von seinen Schätzen abgibt, sondern das Schöpferische an sich strebt — zum Mißvergnügen vieler, die es nicht begreifen — von Anfang an über die Nation hinaus, weil es immer in das typisch Menschliche hinaus streben *muß*. Das große Schöpferische ist national nach seiner Heimat, national nach seinem äußeren und inneren Wesen, übernational menschlich aber nach seinem Ziel. Wo das Menschliche und damit das Göttliche in seiner Tiefe erfaßt ist, fallen notwendig die Schranken der nationalen Kulturen. Deshalb haben alle großen Religionen, auch wenn sie noch so sehr national in ihrer Entstehung sind, den Drang nach Universalismus und Internationalität, denn so oft das Göttliche auch national verengert wird, so unnotwendig muß es doch auf das Ganze der Menschheit gerichtet sein. In dem „*einen Hirten und der einen Herde*“ liegt zwar eine geschichtliche Unmöglichkeit, aber ein dem Wesen des Religiösen mit Zwang entspringendes Ideal. Indem sich das Judentum zum Christentum erweiterte, verzichtete es in seinen reichsten Geistern auf die nationalen Schranken; die national-jüdische Religion, die dennoch blieb, verzichtete eben damit auf Weltgeltung und Kraft der Ausbreitung.

Aber damit ergeben sich auch Gebiete der Weltkultur, die nicht nur die Gipfel der nationalen Kulturen umfassen, sondern hinunterreichen bis an die Wurzeln aller Kultur. Das Religiöse nimmt wohl nationale Formen an, aber es will grundsätzlich Menschheitskultur sein — wo man es zu nationalen Zwecken umformen und mißbrauchen will, verliert es sofort den Charakter des Religiösen. Der Unsinn einer Wotansreligion ist politisch, nicht religiös gewollt. Auch die Kunst trägt ebenso eine nationale wie eine internationale Seele in sich, und die Wissenschaft ist in nationaler Abgrenzung nur auf ganz wenigen Gebieten denkbar. Wohl unterscheiden sich die einzelnen Nationen in der Art ihres wissenschaftlichen Betriebes, aber sie leben notgedrungen in einer internationalen Sphäre des Austausches, des Voneinanderlernens und des Sichergänzens. Wer kann sich Medizin und Naturwissenschaften heute noch ohne solchen internationalen Austausch denken? Oder vielmehr: wie könnten diese Gebiete leben ohne den internationalen Austausch?

Was im vorangehenden nationale Kultur genannt wurde, verliert also bei näherer Prüfung den Charakter des Abgeschlossenen: je inhaltreicher es ist, um so weniger wird es sich von der übrigen Welt abschließen lassen. Und so entsteht, heimatlos, eine Sphäre von Kultur, die aus den Nationen herauswächst und allen gemeinsam gehört. Diese Weltkultur lagert über den Nationen wie der Himmel über der Erde, und sie ist ebensowenig bestimmbar wie dieser Himmel. Sie ist von höchsten Kulturwerten erfüllt, die alle zugleich einer Nation gehören und deren höchster Stolz sind; die Weltkultur ist eine Auslese nationaler Werte, eine Sammlung von Edelsteinen aus aller Welt.

Diese Sphäre, Weltkultur genannt, entsteht, weil es tatsächlich über dem Nationalen etwas allen Nationen Gemeinsames gibt: das Menschliche an sich und das erstrebenswerte höchste Menschliche. Etwas anderes aber kommt hinzu. Von wenigen Ausnahmen abgesehen findet sich dieses höchste Menschliche nicht unter den irdischen Menschen, sowenig wie der Dürersche Idealmensch — Adam und Eva — auf Erden zu finden ist. Er entsteht nur durch die Arbeit der künstlerischen oder der philosophischen oder der religiösen Phantasie. Was die Nationen besitzen und zu entwickeln vermögen, ist fast immer nur ein Teil des Ideals. Entwickeln die Nationen ihr Eigenes, ihr durch Umwelt und Geschichte bedingtes Eigenes, so muß es stets einseitig sein: Es kann groß sein, denn zum Wesen des Großen gehört die Einseitigkeit, aber es wird kaum jemals der Inbegriff alles großen Lebens sein und deshalb auch nicht der Weisheit letzter Schluß. Das höchste Leben der Nationen wird die Entwicklung ihrer besonderen Individualität zur Vollkommenheit sein. Aber wer wird sagen können, daß eine solche Individualität der Mensch sei? Wohl sagen es die Nationen gern von sich selber, aber keine wird es der anderen zugeben, sondern die eigene Individualität wird nur zu leicht als das vollkommene Menschentum genommen werden. „Und es soll am deutschen Wesen einst die ganze Welt genesen — — —!“ Erst in der Sphäre der Weltkultur, wo sich die höchsten Werte der verschiedenen Nationen vereinen, entsteht der reinere Begriff Mensch, von gerechteren Richtern nachgeprüft, die alle nationale Enge hinter sich gelassen haben. Es sind nicht Richter, die urteilen, sondern die in ihren Werken solches Menschentum, sich gegenseitig berührend und nahe ergänzend, geschaffen haben. Hier enthüllt sich dem Suchenden und Sehenden der Mensch als

höchstes Ziel des Lebens, vielleicht auch, in klassischer Schilderung, nur der Mensch, wie er ewig war und ist. Aus allen Nationen wächst dem prometheischen Geist hier ein Teil zu und aus getrennten Individualitäten entsteht der Typus Mensch. Womit zugleich der Beweis geführt ist, daß alle Nationen mit ihren Kulturen ein Teil der Vollkommenheit sind, nicht aber die Vollkommenheit selber. Erst aus der Vereinigung ihrer höchsten Kräfte entsteht, was sie bereits zu besitzen glauben und doch nicht besitzen. Freilich ist damit zugleich das höchste Menschliche aus dem konkreten Leben in den Bereich des Ideals verlegt, und man weiß nicht, ob es jemals auf dieser Erde Gestalt gewinnen wird. Das Welträtsel entzieht sich auch hier jeder Lösung.

Das Reich der Weltkultur trägt somit einen stark metaphysischen Charakter. Es ruht auf hohen schlanken Säulen über den nationalen Kulturen, während diese mit schweren, festen Mauern aus ihrer heimischen Erde herausgewachsen sind. Aber jede der Säulen steht irgendwie innerhalb einer nationalen Kultur. Oder gibt es einzelne Gebiete, die von Anfang an Weltkultur sind, wie etwa die Religion oder der sozialistische Internationalismus oder der Pazifismus? Es wurde von der Religion bereits gesprochen — sie trägt den übernationalen Drang besonders stark in sich. Aber kann sie anders ins Leben eintreten als von einer nationalen Grundlage aus? Ist das Christentum in seiner Entstehung nicht jüdisch, in seiner abendländischen Entwicklung nicht römisch, der Islam arabisch? Wie wir nur als Glieder eines bestimmten Volkes geboren werden können, so ist auch jedes Erzeugnis der Kultur primär national, und später erst kann ein Wachsen über die Nation hinaus beginnen. Die nationalen Kulturen sind also Vorbedingung für jede Weltkultur, wie der Baum für die Früchte oder wie der Unterbau für die Kuppel.

Damit ist im Grunde dem Gegensatz zwischen nationaler Kultur und Weltkultur die Spitze abgebrochen. Die Weltkultur lebt von den nationalen Kulturen, und diese müssen in der Weltkultur ihre letzte Vollendung sehen; denn das Ziel der Entwicklung ist nicht der deutsche oder der französische oder der englische Mensch, sondern der Mensch. Nur eine Nationalkultur, die sich über ihre höchsten Aufgaben nicht klar geworden ist, wird solcher Zielsetzung widerstreben. Aber man kann sehr leicht den Nachweis führen, daß die Vorkämpfer

einer nur nationalen Kultur nirgends die wahren geistigen Führer einer Nation sind, und jedenfalls nirgends auf die Dauer, denn die Beschränkung auf die Nation ist kein sachliches Prinzip des geistigen Lebens, nicht aus dem Geistigen heraus entwickelt, sondern ein nationalpolitisches, wobei der grundsätzliche Irrtum in der Annahme einer isolierbaren und an sich vollkommenen Nationalkultur liegt. Das Richtige in solchem Gedankengang ist nur das eine: daß nämlich jede übertriebene Ausländerei, jeder das Eigene verkennende oder mißachtende Internationalismus verwerflich ist. Denn solche Gesinnung übersieht — soweit sie nicht überhaupt nur kritiklose und zwecklose Hingabe an Fremdes ist — die Voraussetzungen jeder Weltkultur in den nationalen Kulturen genau in dem gleichen Maße, wie die umgekehrte Anschauung das Wesen der Weltkultur als Vollendung der nationalen Kulturen verkennt. Das notwendige Gleichmaß festzustellen und für eine organische Entwicklung festzuhalten ist die Aufgabe. Vielleicht handelt es sich bei den denkenden Gegnern eines kulturellen Internationalismus mehr um dieses Gleichmaß als um die völlige Verwerfung des Übernationalen. Man verwirft z. B. von einem spezifisch deutschen Kulturstandpunkt aus die großen Rezeptionen unserer Geschichte. Wo man sich an das Christentum nicht heranwagt, verwirft man doch die Herübernahme der italienischen Renaissance oder die Wiederaufnahme der Antike im Zeitalter der Klassiker. Die jüngste Mode auf diesem Gebiete ist die Verwerfung der Aufklärung und alles „Westlertums“. Es läßt sich hie und da gewiß streiten über die Ausdehnung einer kulturellen Rezeption — sie kann die gebotenen Grenzen überschreiten. Aber alle großen Rezeptionen sind geschichtliche Notwendigkeiten, geboren aus jener Austauschnotwendigkeit zwischen den Nationen, aus jener Gemeinschaft, die das wertvolle Neue sofort von Volk zu Volk weitergibt. Es können dadurch Keime unterdrückt werden, die plötzlich in den Schatten hochaufschießender Pflanzen kommen. Aber weil das geistig Neue unaufhaltsam ist (wie jede zeit- und kraftsparende Entdeckung!), so kann dem Keime zuliebe nicht der vergebliche Kampf gegen das unaufhaltbare Stärkere geführt werden. Mag der „gotische Mensch“ vom Humanismus zerdrückt worden sein — er war dieser fremden Kraft gegenüber offenbar minderwertig und lebensunfähig, und so stelle man ihm nicht das Horoskop zerstörter künftiger Größe. Dankt man dem Humanismus eine der festesten Stützen der

Reformation, dankt man ihm die Grundlegung neuer Wissenschaft, dankt man seiner künstlerischen Schwester die Befreiung der deutschen Kunst vom Handwerkertum und ihre Erhebung ins Allgemeinmenschliche, so ist diese Rezeption gerechtfertigt nicht nur durch ihr siegreiches Dasein, sondern auch mehr noch durch ihren inneren Gehalt. Das Gleiche wäre vom Neuhumanismus und seiner Aufnahme in die deutsche Kultur zu sagen, von Lessing und Winckelmann, von Schiller und Goethe, von Schinkel und Klenze usw. usw. — aber es ist zuletzt Zeitvergeudung, die Notwendigkeiten der Geschichte, die gerade unserer Nation so viel an kultureller Erhebung gebracht haben, gegen die Vorwürfe der Geschichtskritiker zu verteidigen.

Gerade den Deutschen muß man es sagen, daß sie über augenblicklicher Not sich den Blick nicht trüben lassen für die Grundelemente ihrer Geschichte. Die Lage in der Mitte des Kontinents hat sie aufnahmefähiger werden lassen als andere: der Universalismus ist ihnen zur zweiten Natur geworden. Aber was für eine Übertreibung wäre doch die Behauptung, daß dieser Universalismus die nationalen Kräfte ertötet oder geschwächt hätte! Er hat sie in Wahrheit gestärkt, wie die Gestalten unserer Größten beweisen, die durch ihren Universalismus Vorkämpfer deutscher Kultur in der Welt geworden sind: Dürer, Bach, Beethoven, Goethe¹). Das rezipierte Fremde ist zuletzt immer der deutschen Kultur eingegliedert, von ihr ins Deutsche umgebildet und zur deutschen Erhöhung verwendet worden. Wer sich vor solchen (unvermeidlichen) Rezeptionen

¹) Es ist doch bezeichnend, daß selbst ein Romantiker wie Eichendorff diesen Sachverhalt kannte und billigte. Er sagt: „Ideen lassen sich nicht in Provinzen einfangen und begrenzen, sie sind ein Gemeingut der Menschheit und greifen über die einzelnen Nationen hinaus. Daher hat das deutsche Volk auch, auf Unkosten seines Patriotismus und Nationalgefühls, einen beständigen Drang nach dem Weltbürgertum verspürt. Sehr begreiflich; wir wollen die ganze Wahrheit und finden sie natürlicherweise weder bei uns noch bei unseren Stammesverwandten genügend ausgeprägt, wir greifen daher, wo irgendein Lichtblick aufleuchtet, in die Vergangenheit, in die Fremde . . . Aus jeder dieser Invasionen ins Ausland und in die verschiedensten Zeiten ist uns doch immer eine Beute geblieben, und so haben wir ohne Zweifel in Kunst und Wissenschaft nach und nach einen weitschichtigen Besitz und eine universelle Umschau erfochten wie keines der mitlebenden Völker. Wir sind die geistigen Erben fast aller gebildeten Nationen.“

fremden Gutes fürchtet, besitzt kein Vertrauen zur Kraft der deutschen Kultur. Wie soll dann diese Kultur uns über die Völker erheben, wenn sie wirklich jedem fremden Drucke unterläge?

Wir erkennen das Gesetz unserer Geschichte und aller Geschichte in seiner Unabänderlichkeit und in seinem Segen an und lassen uns über die Nation hinaufgeleiten in die Bezirke eines von unserem Kulturwillen geformten reifsten Menschentums. Ob es erreichbar ist oder nicht — es muß das unverrückbare Ziel unseres Strebens bleiben, wenn anders wir gerade die nationalen Kulturziele auf ihre höchsten Möglichkeiten richten wollen. Die Nationen sind der fruchtbare Nährboden ihrer Kultur, aber so lange sie aufwärts streben, wird sie der Drang nach Übernationalem, Reinmenschlichem, nach höchstem Menschheitswerten, also nach Weltkultur erfüllen. Nationale Kultur und Weltkultur sind nicht Gegensätze, sondern die beiden Teile eines Ganzen.

Leipzig.

Walter Goetz.

WIRTSCHAFTSLAGE UND LITERATUR.

Vortrag, gehalten bei der 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Erlangen (29. September bis 2. Oktober 1925).

Zwei Wege stehen nach wie vor der Literaturwissenschaft offen: der eine betrachtet die Literaturwerke als Kunstwerke, wertet sie ästhetisch, an und für sich, oder als Stufen einer Entwicklungsreihe, der andere verbindet sie mit der allgemeinen Kultur ihrer Zeit, sieht in ihnen Äußerungen einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Volkes, sucht aus ihnen die vorherrschenden Ideen ihrer Epoche herauszufinden oder den Charakter des Volkes, dem ihre Schöpfer entstammten. Diese letztere Richtung gewinnt im Zusammenhang mit dem Schlagwort vom „Kulturunterricht“ gerade bei der Betrachtung fremder Literaturen neuerdings die Oberhand und wird von den im praktischen Leben stehenden Schulmännern als für den neu-philologischen Unterricht allein fördernd besonders gewünscht. Sie sagen wohl mit Recht, daß der Schüler, der stets noch mit dem Verständnis der fremden Sprache zu kämpfen hat, nie zu ästhetischer Wertung fremdsprachiger Literatur vordringen kann und wollen diesen gewiß für einen „Kulturunterricht“ auch nötigen Teil der Geistesbildung lieber den Germanisten überlassen.

Man muß sich freilich bei dieser Art von Literaturbetrachtung vor Einseitigkeit hüten. Ein Literaturwerk ist ja nicht schlechthin als zeitlich und kulturell allein bedingt anzusehen. Von ihrer Zeit nicht verstandene Dichter und Schriftsteller sind bekanntlich nicht selten. Individualitäten sind nicht nur Produkt ihrer Umgebung. Andererseits ist aber auch der Kulturzustand einer Zeit etwas Komplexes, der sich keineswegs auf eine einfache Formel bringen läßt. Nur zu leicht gerät der Forscher in die Versuchung, eine von ihm für eine Zeit als auffällig gefundene Erscheinung als primäre Ursache literarischer Eigentümlichkeiten aufzufassen, während für diese daneben auch andere Gründe maßgebend sein können. Schücking hat neuerdings (*Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung*, München, Rösl & Co. 1923, Philosophische Reihe, 71. Band) darauf hingewiesen, daß die Literatur einer Zeit in weitem Umfange durch den Geschmack des Leserpublikums bedingt ist. Die gesellschaftlichen Zustände, aus denen er den Geschmack zu erklären versucht, sind aber durchaus noch nicht etwas Primäres, sie sind vor allem bestimmt durch die wirtschaftliche Lage des Volkes als ganzen und seiner Teile, der Schichten der Gesellschaft. In ihr spiegeln sich auch politische Tatsachen, wie Eroberungen, Kriege. Darüber hinaus ist noch zu bedenken, daß die Wirtschaftslage an und für sich, ohne Rücksicht auf etwaige andere Faktoren, die das Gesellschaftsbild bestimmen, auf die literarische Produktion Einfluß gewinnen muß, denn, wie Schücking ebendort (bes. S. 23) mit Recht hervorhebt, geht die Kunst nach Brot. Und endlich, das alte Sprichwort, „Primum vivere, deinde philosophari“ gilt auch für die Kunst. Menschen, die von früh bis spät zu arbeiten haben, um sich das nackte Leben zu erhalten, finden keine Zeit zum Erzählen, zum Betrachten, aus dem allein ein Dichten werden kann, noch weniger zum Aufzeichnen, wodurch das Dichtwerk zur „Literatur“ wird. Ein gewisser Wohlstand, eine gewisse auskömmliche Bequemlichkeit des Volkes als ganzen oder der Schichten, die zu „Trägern“ der Literatur werden sollen, ist nötig, damit eine solche überhaupt entsteht.

Aus einem Studium der Wirtschaftsgeschichte wird also der Literaturhistoriker auch mancherlei lernen können. Ich gehe daher im folgenden die englische Literatur nach Erscheinungen durch, die mir im Zusammenhang mit der Wirtschaftslage der Zeit erklärbar erscheinen. Ich bin mir wohl bewußt, damit nicht lauter Neues zu bieten, denn gelegentlich wurde ja auch

in bisherigen Darstellungen der Literaturgeschichte Englands die Wirtschaftslage mitberücksichtigt. Ich glaube auch durchaus nicht etwa, damit auf die einzigen Gründe hinzuweisen, die für die literarische Entwicklung in einer bestimmten Richtung hin maßgebend waren. Auf diese Zusammenhänge einzugehen, erscheint mir aber immerhin der Mühe wert. Auf Einzelwerke, die deutlich aus den wirtschaftlichen und den durch sie bedingten sozialen Verhältnissen ihrer Zeit zu erklären sind, wie etwa Langlands Gedicht, die verschiedenen politischen Gedichte der verschiedenen Perioden, die sozialen Romane und Gedichte des 19. und 20. Jahrhunderts, gehe ich dabei nicht ein, ihr Zusammenhang mit der Wirtschaftslage ist klar und seit jeher erkannt gewesen. Die wirtschaftsgeschichtlichen Tatsachen entnehme ich den grundlegenden Werken von W. Cunningham, *Growth of English Industry and Commerce* (I, 5. Aufl. Cambridge Univ. Press 1912, auch deutsch von H. Wilmanns, Halle, Niemeyer 1912, II & III, Cambridge 1921) und für die ältere Zeit G. Brodnitz, *Engl. Wirtschaftsgeschichte I*, Jena 1918 (Handbuch der Wirtschaftsgeschichte 1. Bd.).

Germanische Gefolgschaftsverbände haben Britannien erobert. Vielleicht in größerer Zahl als in anderen Ländern folgten ihnen auch Frauen nach, so daß sie nicht wie die Franken, Goten und Langobarden ihre heimische Sprache verloren. Ja, nach Bedas Bericht sollen die Angeln ihre alte Heimat ganz verlassen haben. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der angelsächsischen Dorfgemeinden und Stammesherrscher waren sicherlich nicht wesentlich anders als die auf dem Kontinent; daß die Unfreien, unter denen sich viele keltische Unterjochte befanden, vielleicht zahlreicher waren und man mit ihnen Sklavenhandel betreiben konnte, ist höchstens ein gradueller, kein wesentlicher Unterschied. Und doch ist die altenglische Dichtung, sobald wir sie als „Literatur“ noch heute erfassen können, von dem der kontinentalen Germanen stark verschieden. Nicht nur in Stimmung, die zu erklären trotz aller Versuche keltischen Einfluß oder besondere Stammeseigentümlichkeiten anzunehmen, wohl unmöglich bleiben wird, sondern vor allem an Masse und Inhalt. Die durch die christliche Kirche übermittelten Stoffe überwiegen alles andere bedeutend, und selbst der alte Märchenstoff vom Unholdbezwinger Beowulf bekommt einen deutlich christlich gefärbten Anstrich, sobald er zum Inhalt des Epos wird, das wir kennen. Es ist eine ausgesprochen von Klöstern getragene Literatur,

verfaßt von Leuten, die christliche Schulbildung genossen haben, aber dadurch den Zusammenhang mit alter heimischer Sängerdichtung nicht verloren haben. Man hat versucht, diese kontinentalen Stellungnahme der Kirche gegen heimische Überlieferung grundverschiedene der englischen Mönche durch irischen Einfluß zu erklären, so Brandl, *Gesch. der altengl. Lit. in Pauls Grdr.* II, 2. Aufl. S. 1026, und noch schärfer Kuno Meyer, *Selections from Ancient Irish Poetry*, London 1913, p. IX: "There can, I think, be little doubt that we should hardly have any early records of Anglo-Saxon literature if the English had not in the first instance received Christianity from the Irish." Brandl ist vorsichtiger, sagt, daß von den Schotten mehr Schonung der heimischen Dichtung zu erwarten war, und führt als Stützung seiner Annahme an, daß in Nordhumbrien, wo schottische Mönche die Klöster bevölkerten, die christliche Dichtung in der Volkssprache entsteht, während im Süden die römische Organisation das Aufkommen von christlich-lateinischer Dichtung begünstigt. Zu beachten ist aber auch die ganz andersartige Stellung der Kirche und vor allem der Klöster in Nordhumbrien. Die römische Kirche wurde ja überall im alten England, sobald die Könige die neue Lehre annahmen, Staatsreligion, die englischen Könige waren weit bereitwilliger als kontinentale Fürsten, den Prälaten eine materielle Stütze zu geben (Brodnitz, S. 11, Anm. nach Ballard, *The Domesday Inquest*, p. 91), in Bedas Kirchengeschichte hören wir aber nur von besonders freigebigen nordhumbrischen Königen, die so viel Land wegschenkten, daß keines für die Ansiedlung der Krieger übrig blieb, so daß sogar Beda selbst dies für gefährlich hält (Brief an Bischof Egbert, zitiert bei Cunningham I, § 31), besonders weil sich dadurch Laienelemente in die Kirche drängten, denen nur um ungestörten Besitz zu tun war. Soll man nun nicht annehmen, daß diese wirtschaftlich gut gestellten Äbte und Bischöfe, die mit den Herrscherhäusern vielfach nahe verwandt waren, nicht in erster Linie diejenigen waren, die den Sängern auch im Mönchsgewande nicht vermissen wollten und sangeskundige Mönche aneiferten, es den weltlichen Sängern gleichzutun, sich aber doch bemüßigt fühlten, statt kriegerischer Taten christliche Tugenden, statt Bezwungung von Feinden auf dem Schlachtfelde siegreiche Kämpfe gegen den bösen Feind, mit dem Grendel eine so große Ähnlichkeit hat, besingen zu lassen? Daß das Lied durch die Gewohnheit des Vorlesens im Kloster

zum Epos wurde — wenn nicht schon germanische Sänger neben kürzeren Liedern auch längere Epen auswendig vortrugen, wie etwa serbisch-kroatische Guslaren, wie Chadwick meint — ist dann, besonders wenn man auf die in den Klosterschulen gelesenen klassischen Epen hinweist, nicht weiter verwunderlich.

Aus dem Ende der altenglischen Zeit ist uns ein Gedicht erhalten, das äußerlich ganz nach der Art alten Heldengesanges gebaut ist, innerlich aber doch grundverschieden ist. Das Gedicht von der Schlacht bei Maldon im Jahre 993, das den Heldentod des Ealdorman Bryhtnot von Essex verherrlicht, knüpft an ein im Verlaufe der Geschichte nicht einmal bedeutsames Ereignis der jüngsten Vergangenheit an. Es darf wohl für eine Reihe ähnlicher da und dort erwähnter Gedichte typisch gelten. Bezeichnend gegenüber älterer Heldendichtung ist, daß es sich hier nicht um sagenverbramte Ereignisse aus alten, längst vergessenen Zeiten grauer Vorzeit handelt, von denen nur der geschichtskundige Berufssanger zu erzählen weiß, der dies von seinen Lehrern gelernt hat. Auch nicht von Königen, Führern ihres Volkes, sondern von einem königlichen Beamten handelt das Gedicht. An Stelle der Stammesherrscher, die den Ursprung ihres Geschlechtes auf Wodan zurückführten, waren unter dem Beherrscher Britanniens stehende Herzöge getreten, die alte Dorfgemeinschaft, ursprünglich wohl eine freie Genossenschaft ackerbautreibender Soldaten, die sich in einem rein persönlichen Verhältnis einem Gefolgsherrn unterstellten, war zur Grundherrschaft mit einem "Lord of the Manor", wie man später sagte, und einer Zahl Horiger geworden. Die verschiedensten Umstände, auf die hier einzugehen nicht der Platz ist, haben zu diesem Ergebnis geführt. Durch Geldstrafen, Steuern, durch die Abgabe an die Dänen, das Danegeld, die Ablösung von ursprünglichen Naturallieferungen durch Arbeitsleistung, durch staatliche Gesetzgebung, die die Grundherrschaft begünstigte, waren viele ursprünglich Freie zu Hörigen geworden. Im einzelnen ist die Entstehung der Grundherrschaft noch umstritten (vgl. Cunningham I, § 25, 46, 47; Brodnitz S. 7ff), zu Ende der ags. Zeit war sie aber schon weitgehendst ausgebildet, und nur wenige Dörfer waren zur Zeit des "Domesday" von grundherrlicher Herrschaft frei. Dies bedeutete natürlich eine viel unabhängigere und wirtschaftlich freiere Stellung aller der verschiedenen Grundherren, die nun zum Großteil von der Arbeit der Hörigen leben konnten. Statt eines Konigshofes im Stamme, der den Sänger

bezahlen konnte, sind jetzt viele reiche Leute mit kleinen Hofhaltungen getreten. Statt der Ahnen des Königs oder anderer Helden königlichen Geblütes werden nun die neuen Arbeits- und Brotgeber von den Sängern verherrlicht. Die Verwandten Byrhtnots belohnten den Sänger seiner Waffentat sicherlich gut. Eine andere Schichtung der Gesellschaft, herbeigeführt durch Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse, bedingt diese Literatur.

Die frühe Ausbildung des Großgrundbesitzes in England mag vielleicht auch für das so rasche Aufhören altenglischer Traditionen nach der normannischen Eroberung mitbestimmend gewesen sein. Wir müssen uns wohl vorstellen, daß außer den Klöstern höchstens die Grundherren zu Ausgang der ags. Zeit literarisch interessiert waren. Die Hörigen und die wenigen freien Bauern konnten sicher nicht lesen und schreiben, ihre geistigen Bedürfnisse, wo solche überhaupt vorhanden waren, wurden durch fahrende Spielleute niedrigerer Sorte oder — vielfach mehr gezwungen als freiwillig — durch die Kirche gedeckt. Nun wurden aber gerade diese wirtschaftlich stärkeren Teile der Bevölkerung aus begreiflichen Gründen womöglich ihres Besitzes und damit ihres Einflusses beraubt. Wo sie nicht direkt durch französische Ritter ersetzt wurden, wie im Süden, verloren sie, wie in Nordhumberland, durch Verwüstungen nach Aufständen Hab und Gut. Die wenigen, die sich politisch der neuen Herrschaft unterwarfen, taten es wohl auch geistig und schätzten die neue französische Kultur und damit ihre Literatur höher als altheimische. Die Französisierung der Klöster und Geistlichkeit ist eine bekannte Tatsache. Städte mit reicheren Bürgern gab es noch wenige. Nach London mit seinen durch die Handelsbeziehungen sicherlich internationaleren und „fortschrittlicheren“, daher der zu Ende der altenglischen Zeit sicherlich schon altmodisch empfundenen Literatur wenig geneigten Bürgern, waren York, Lincoln und Norwich die bedeutendsten Städte, sie waren aber größtenteils nordisch. Erst aus der Normannenzeit hören wir von einem Aufstreben der städtischen Gewerbe und zunehmendem Wohlstand (Cunningham I, § 67), gegen Ende des 12. und im 13. Jahrhundert werden die Städte mächtiger, der Bürgersinn erwacht, die Bürger erzwingen von den Königen die Vertreibung der städtischen Jurisdiktion nicht unterstehenden Juden, die als Leibeigene des Königs ungestört Geschäfte trieben, die den Bürgern nach den Regeln

der christlichen Kirche nicht gestattet waren (nach 1253 werden sie aus einer Stadt nach der anderen vertrieben, 1290 durch königl. Dekret aus ganz England). Die englische Literatur der ersten Normannenzeit beschränkt sich daher auf ein paar englisch gebliebene Klöster und den unmittelbaren Bedarf der Pfarrgeistlichkeit. Erst das Ende des 12. und das 13. Jahrhundert bringt den Wandel. Inzwischen waren Veränderungen in der wirtschaftlichen Lage der Hauptträger der französischen Kulturtradition, des Feudaladels, eingetreten. Die ersten normannischen Herrscher ließen das Prinzip der Grundherrschaft mit allen ihren feudalen Vorrechten (Gerichtsbarkeit usw.) unangetastet; diese Vorrechte, vor allem die Gerichtsbarkeit, bedeuteten nicht nur eine politische Machtstellung, sondern erhebliche wirtschaftliche Vorteile und Einkünfte durch Gerichtsgebühren. Unter Heinrich II. beginnt der Kampf der Krone gegen die Feudalherrschaft, geschickt greift der König sie auf dem wichtigsten Gebiet, der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, durch Ausdehnung der Rechtssprechung der königlichen Richter an. In der Verwaltung stützt er sich auf die Gentry, nicht mehr auf die Barone, seit 1170 werden die Sheriffs der Gentry, nicht mehr den Baronen entnommen (Brodnitz, S. 49). Der Streit zwischen den beiden Kräften wogt aber noch lange unentschieden weiter, die Magna Charta bedeutet einen Sieg der Feudalherren, Heinrich III. greift nur durch die weitere Beschränkung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit ein: das Statut von Marlborough 1267 beseitigt die grundherrlichen Obergerichte und beschränkt die Gerichtsbarkeit der noch bestehenden Gutsgerichte: der Freie ist von jetzt an ihnen nur gerichtspflichtig, wenn der Gerichtsherr sich auf eine Immunitätsurkunde oder Ausübung des Gerichtes seit 1230 berufen kann. (Brodnitz S. 51). Erst Eduard I. bricht die Macht der Feudalherren. Parlamentarisch stützt er sich auf das Unterhaus. Die Immunitäten werden weitgehend abgeschafft, Aferbelehnungen verboten, der Verkauf jeglichen Landes aber gestattet. Dadurch ist die Einheit und Kontinuität des Feudalbesitzes gebrochen. Kapitalistische Unternehmer treten in die Landwirtschaft ein, die englische Aristokratie hört auf eine Kaste zu sein, sie nimmt von nun an stets neue Leute auf und gibt ihrerseits Glieder an andere Bevölkerungskreise ab. (Brodnitz S. 56. Schon Macaulay betont in der Einleitung zu seiner Geschichte Englands diesen ganz andersartigen Charakter der englischen Aristokratie gegenüber der konti-

mentalen; Stelle zitiert bei Brodnitz a. a. O.). Das Wiederaufleben einer Literatur in englischer Sprache im 13. Jahrhundert wird man daher nicht nur aus der abnehmenden Kenntnis des Französischen und dem von Eduard wegen der Kriege mit Frankreich künstlich erregten englischen Nationalgefühl erklären können, sondern man muß auch bedenken, daß die neuen Gutsherren, die Geistliche und Sängler beschäftigten, nicht mehr aus dem französisch orientierten normannischen Adel stammten. Vielfach mochten sie den reich gewordenen Bürgerskreisen der aufstrebenden Städte entstammen, manchmal wohl auch Kreisen alter Freisassen. Letztere stammten dem Großteil nach aus alten sächsischen Familien, in den Städten war allerdings das fremde Element nicht schwach. Schon bald nach der Eroberung wanderten fremde Handwerker nach England aus, das Domesday-Buch erweist viele französische Bürger in englischen Städten, die Wilhelm durch ein eigenes Gesetz mit den anderen Bürgern gleichstellt. Die Weber und Steinbaumeister waren wohl zumeist Fremde. Sie bildeten aber sicherlich keine so geschlossene Gruppe wie die Feudalaristokratie, gingen daher wohl bald unter den anderen Bewohnern der Städte unter, wie man ja noch heute trotz des stark betonten Nationalismus unserer Zeit das Untergehen der zweiten oder dritten Generation fremder Einwanderer in unseren Städten in der Mehrheit beobachten kann. Vielfach waren wohl diese fremden Handwerker ledige Leute, die in der Fremde ein neues Betätigungsfeld suchten und dann englische Frauen heirateten. Kinder folgen aber erfahrungsgemäß in der Regel der Nationalität der Mutter. Daß städtische Urkunden aller Art, Privatbriefe, Zunftstatuten, Proklamationen bis in die Zeit Eduard III. ausschließlich lateinisch oder französisch sind und nicht englisch, darf uns an dem englischen Charakter des städtischen Bürgers nicht irre machen. Eine englische Prosatradition entsteht erst nach Wicliff; wer lesen oder schreiben konnte, hatte dies französisch oder lateinisch gelernt, erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde ja nach dem Bericht Trevisas das Englische als Unterrichtssprache in den Grammar Schools eingeführt. Englische Dichtung beginnt aber bereits viel früher. Chaucer ist dann der typische Vertreter dieses englischen, wohlhabend gewordenen Bürgertums. In den Meisterwerken, die noch heute die Leser entzücken, hat er aber den bis dahin allmächtigen französischen Geschmack zugunsten des neuen der italienischen Frührenaissance beiseite

geschoben. Daß dies von allen Nordländern zuerst durch einen Engländer geschah, mag in den wirtschaftlichen Verbindungen der beiden Länder seinen Hauptgrund haben, die während des 100jährigen Krieges und die dadurch gesperrte Handelsroute durch Frankreich direkt und besonders rege wurden. Italienische Finanzleute hatten zwar gegen Ende des 13. Jahrhunderts auch in Frankreich genau so wie in England zahlreiche und einflußreiche Beziehungen zu den stets in Geldnöten befindlichen Königen. England als Hauptrohwolexportland der damaligen Zeit zog aber außer ihnen noch viele andere Kaufleute an, vor allem Florentiner und Genuesen, und gelegentlich einer Handelsmission scheint ja Chaucer seine erste Bekanntschaft mit italienischer Sprache und Literatur gemacht zu haben.

Noch zu seinen Lebzeiten bahnte der „schwarze Tod“ jene sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen an, durch die das mittelalterliche England zum modernen Staat wurde (Brodnitz S. 73 ff., Cunningham I, § 112). Daß Langlands Gedicht weithin nur aus den Umwälzungen, die das große Sterben gerade in ländlichen Bezirken mit sich brachte, verstanden werden kann, ist ja längst bekannt. Das fast völlige Aussterben feinerer literarischer Tradition in England im 15. Jahrhundert mag aber außer durch die Rosenkriege auch durch die wirtschaftliche Notlage, in die Grundbesitzer und Städte gelangten, zu erklären sein. An Stelle der Fronarbeit trat auf dem Lande allmählich überall Lohnarbeit, da man froh sein mußte, überhaupt Leute für Arbeiten zu bekommen. Die finanzielle Lage der Grundherren, die schon während der französischen Kriege durch die hohen Steuern schlecht geworden war, wurde es erst recht. Allüberall ging man zum Verpachten des Grundbesitzes über. Die Burgen verödeten, für die Sängler war kein Geld mehr da, eine neue Klasse von Grundbesitzern, die größtenteils aus der Klasse der Arbeiter hervorgegangenen yeoman farmers oder tenant farmers (freie Gutspächter) lösten die Feudalherren ab, ihr gröberer Geschmack zeigt sich in der Literatur und den späteren Redaktionen der älteren Dichtungen.

Vor allem die Städte scheinen sich bis in die Tudorzeit von den Folgen des schwarzen Todes nicht erholt zu haben (Cunningham I, § 147 ff.). Die alten Zünfte verfielen, mit ihnen die alten Städte, die Bürgerschaft im allgemeinen litt Not, wenn auch einzelne, vor allem Kaufleute wie Tuchhändler, reich wurden. In England erblüht kein Meistergesang und keine

bürgerliche Schwankliteratur, nur die herkömmlichen Fronleichnamsspiele wurden von den ihren früheren Zweck kaum mehr erfüllenden und daher um so mehr auf äußeres Auftreten bedachten Handwerkerzünften in alter Weise dargestellt. In der Tudorzeit entstehen allmählich neue Städte durch Niederlassung von Gesellen auf dem Lande, wo sie dem Zunftzwange entzogen waren, und eine neue Schicht reicher Bürger, Kaufleute, vor allem solcher, die in privilegierten Kompanien vereinigt waren und ihren Sitz vor allem in London und Bristol hatten.

Zugleich entsteht ein neuer Hofadel, der der Hauptförderer der Literatur in der Tudorzeit wurde. Seine wirtschaftliche Macht verdankt er einzig und allein dem König, der wiederum durch die Einziehung des Klostergrundbesitz zur Belohnung seiner Günstlinge erhielt. Neben ihm fördert der nunmehr über reiche Geldmittel verfügende Hof die Dichter, Heinrichs Sparsamkeit zusammen mit Geldverschlechterung, hohen Steuern und Einnahmen aus dem Verkauf der Klostergüter hatte die Mittel bereitgestellt, die allerdings unter den Stuarts ausgingen und damit zu ihrer immer größer werdenden Abhängigkeit vom Parlament und schließlich zum Bürgerkrieg führten. Hierüber vgl. bes. S. B. Liljegren, *The Fall of the Monasteries and the Social Changes in England leading up to the Great Revolution*. Lund und Leipzig 1924 (Lunds Universitets Årsskrift N. F. Avd. 1, Bd. 19, Nr. 10). Der alte Landadel wurde seit Heinrich VII. systematisch in seinem Einfluß und seiner wirtschaftlichen Macht geschwächt und isoliert (Liljegren a. a. O. S. 13 ff.). Er strebte nun nach London, wo allein sich noch eine Zukunft öffnete. Vielfach verkauften die Adligen ihre Güter an die reich gewordenen Kaufleute, um die großen Kosten des Hoflebens bestreiten zu können. Sie sind Auftraggeber der Dichter und vielfach auch der Dramatiker der Tudorzeit, die Dramatiker rechnen freilich auch noch mit den Zuhörern in den Volkstheatern und sehen sich bemüßigt, sowohl der Hofgesellschaft wie dem Geschmack der Besucher der billigeren Plätze Konzessionen zu machen. Für diese Kreise des Mittelstandes schreiben gar manche der Romanschriftsteller, und unter ihnen werden die Balladen verkauft. Zeitlich beginnt diese volkstümlichere Literatur erst in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts, nicht zufällig oder als Nachblüte der ja noch immer gepflegten feineren höfischen, der wirtschaftliche Aufschwung breiterer Schichten der Bevölkerung fällt erst in diese Zeit, die

merkantilistische Handelspolitik Lord Burleighs (vgl. Cunningham II, S. 53 ff.) mit ihrer zielbewußten Industrieförderung machte sich bemerkbar (1559 ff. Schaffung von Kanonengießereien und Pulvermühlen, 1568 Gründung der *Companie of Royal Miners* als Ergebnis der Förderung der metallurgischen Industrien, 1565 Erteilung eines Privilegs für Schwefelfabrikation, Förderung des Schiffbaus seit 1558, der Fischerei durch Ernährungsvorschriften seit 1549 usw.). Die zunehmende Zahl der Handelskompanien verschafften immer weiteren Kreisen der Kaufmannschaft reichen Gewinn, die neuen Industrien beschäftigten eine große Zahl von Lehrlingen, kurzum der städtische Wohlstand gedieh, und gerade Städte, vor allem Regierungssitze und geistige Zentren wie London, erregen literarische Neigungen in den weitesten Kreisen. Die Literaturfeindlichkeit der Puritaner demgegenüber ist teilweise sicherlich auch durch die wirtschaftliche Lage hervorgerufen. Von einzelnen Eiferern ausgenommen, sehen wir, daß die wirtschaftlich besser gestellten Puritaner, die sich den Luxus einer höheren Bildung leisten konnten, die Literatur nicht völlig verachten, sie wollen nur die herrschende Richtung durch eine andere, je nach ihrer religiösen Einstellung rein geistlichen oder zumindest nach den Forderungen der Renaissancekritik lehrhaften ersetzen. Unter den Kämpfern an der Seite des persönlich sicherlich untadelhaften Oliver Cromwell waren aber genug solche, die sich aus Neid gegen die von den Stuarts mit Privilegien ausgestatteten Kaufleute und Adligen der Sache der Gegner der Staatskirche anschlossen. Wie sie sich, einmal zur Macht gelangt, zu bereichern verstanden, ersieht man aus allerlei Berichten, und nicht zumindest beweist die verhältnismäßig reibungslose Restauration, wie sehr man vor allem auch mit der wirtschaftlichen Gesetzgebung des langen Parlaments unzufrieden war (Cunningham II, § 184). Unter den wirtschaftlich deklassierten befanden sich jedenfalls die Mehrzahl der Eiferer, die aus Haß gegen die wirtschaftlich besser gestellten herrschenden Stände auch von deren Kulturerrungenschaften nichts wissen wollten.

Nach der kurzen Zwischenzeit der Stuartrestauration übernimmt das Parlament, oder besser das Unterhaus, die wirtschaftliche Gesetzgebung an Stelle des Königs selbst in die Hand. War die königliche Wirtschaftspolitik unter den Stuarts wegen des chronischen Geldbedarfes von dem Streben möglichst große, vom parlamentarischen Bewilligungsrecht unabhängige Ein-

nahmen zu erhalten, bestimmt, so suchte das Parlament die in ihm vertretenen Interessen der Grundbesitzer und städtischen Kapitalisten zu schützen. An Stelle einer rein fiskalischen Wirtschaftspolitik trat Förderung von Kaufleuten und Industriellen, von Grundbesitzern durch wirtschaftspolitische Maßnahmen. Die königliche Politik hatte einzelnen Korporationen, die dafür zu zahlen bereit waren, wie der East India Co., Privilegien verliehen, die die aufgewendeten Summen reichlich hereinbrachten. Immer waren es aber nur einzelne wenige, die unter den Stuarts (im Gegensatz zu der weiterblickenden, nationalen Wirtschaftspolitik Lord Burleighs unter Elisabeth) von den Maßnahmen des Königs Vorteil hatten. Eine bedeutende Zunahme des Reichtums weiterer Schichten ist nicht zu bemerken. Die nun an die Herrschaft gelangten Whigs sind Gegner der unter Tory-Einfluß gelangten East India Co., die allein unter den seinerzeit gegründeten Handelsgesellschaften nennenswerte Gewinne abwarf. Der wohl organisierte Industriestaat, den Colbert in Frankreich geschaffen, sollte Muster sein. Einfuhrverbote, Schutzzölle, Handelsverträge, also die noch heute verwendeten Mittel der Handelspolitik, waren die Hauptmittel, die das Parlament anwandte, dazu kam noch die straffere Handhabung der von Cromwell 1651 erlassenen Navigationsakte (in Wirklichkeit bloß die Erneuerung bereits älterer gleicher Maßnahmen aus der Elisabeth-Zeit), die erst mit der Eroberung Neu-Yorks 1664 wirklich erfolgreich werden konnte, da vorher eine Kontrolle des kolonialen Handels unmöglich war, und endlich die Gründung der Bank von England 1694, die nunmehr Handel mit geliehenem statt eigenem Kapital ermöglichte. Die Wirkungen aller dieser Maßnahmen blieben nicht aus; tatsächlich entstehen allenthalben, besonders im Norden, in Lancashire und Yorkshire neue Industrien, London wird statt Amsterdam zum Finanzzentrum der Welt, an dessen Börse sich, wie das Addison so schön schildert, Kaufleute aus aller Welt trafen. Man wird daher nicht fehlgehen, wenn man den starken Bruch in der englischen literarischen Tradition im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts im weiten Maße auf den Umstand zurückführt, daß zahlreiche neue Kreise zu Wohlstand gelangten und damit Mittel erhielten, sich eine höhere Bildung anzueignen, die allein den Weg zur Literatur öffnet. Der Sieg der Aufklärer mag auf den durch die Ausdehnung des Handels, durch die wegen der Spekulationskrisen (South Sea Bubble 1720) erregten Erörterungen wirtschaftlicher Fragen mitbedingt sein,

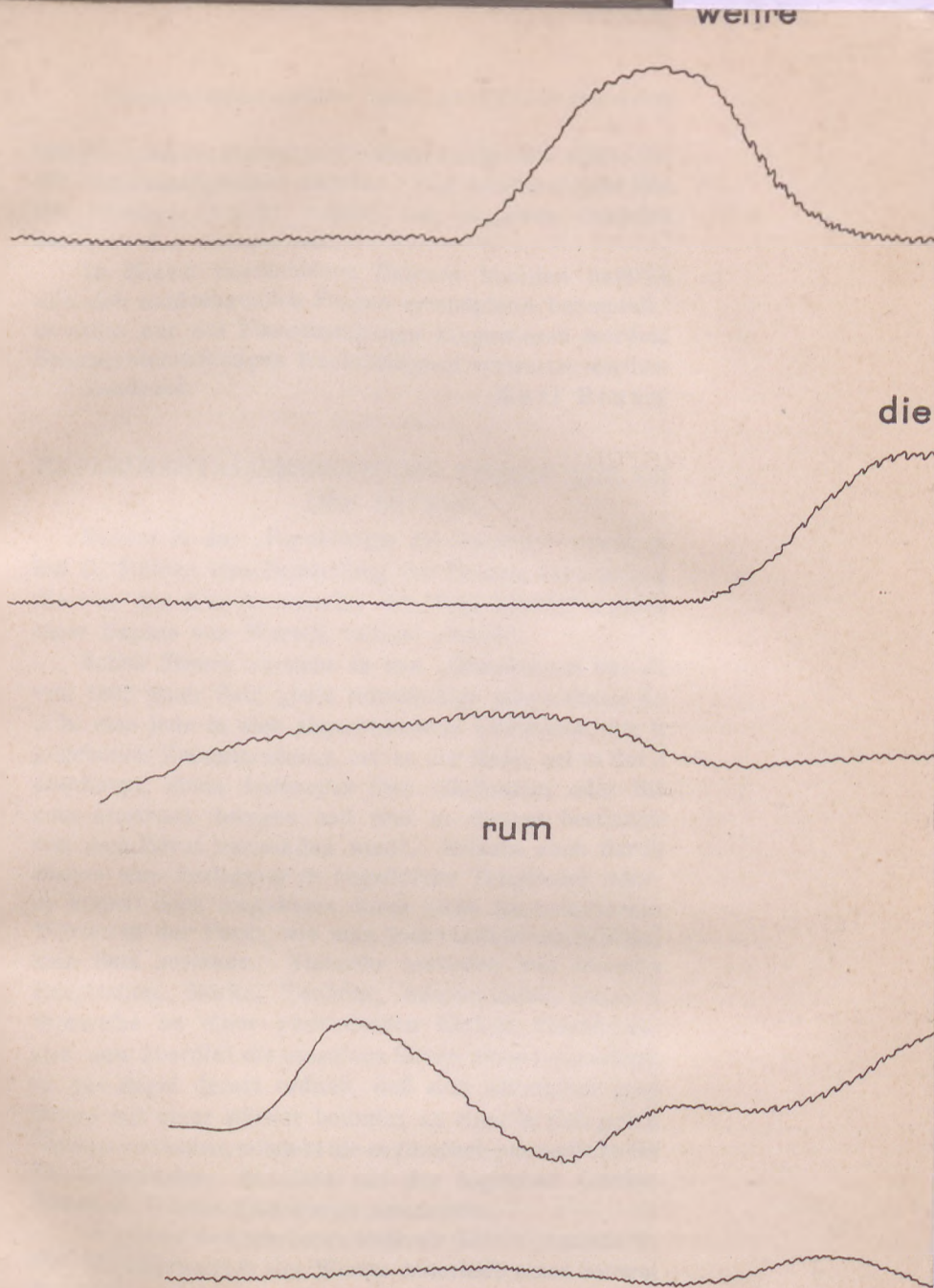
haben wir doch in jüngster Zeit gesehen, wie wirtschaftliche Fragen in solchen Zeiten in Kreisen Verständnis finden, die früher nie darüber nachgedacht haben. Die religiöse und politische Fragestellung ist damals allerdings zeitlich vorausgegangen, die wirtschaftliche hat aber sicherlich viel weitere Kreise erregt und viele auf die von führenden Geistern bereits früher behandelten anderen Fragen erst gelenkt. Es ist ja auch interessant zu beobachten, daß die Popularisierer der englischen Aufklärung viel mehr über derlei Dinge schreiben, als etwa die gleichzeitigen französischen und deutschen.

Beim Aufkommen der „gefühlsmäßigen“ und aufs Mittelalter zurückgreifenden „Romantik“ kann auch mitgespielt haben, daß der von der hauptstädtischen Kultur entferntere Norden, wo sich alte volkstümliche Überlieferungen viel besser erhalten haben als im Süden, gerade um diese Zeit erst wirtschaftlich, durch die beginnende Industrialisierung, erschlossen wurde, wodurch gebildete Leute mit der dortigen Bevölkerung in nähere Fühlung kamen.

Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts endlich zeigt deutlich, für wen sie geschrieben ist: die gebildeten Leser aus dem Mittelstande. Auch hier kann man in der „viktorianischen“ Selbstzufriedenheit, die sich in einem Hinnehmen des Bestehenden gefällt, einen Ausdruck der glücklichen wirtschaftlichen Lage Englands von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an sehen. Auch der „Art pour l'art“ Standpunkt ist nur in einer wirtschaftlich aller Sorgen enthobenen Gesellschaft möglich. Der Pessimismus und die tiefere Fragestellung der neueren Dichter, etwa von 1900 an, kann auch damit zusammenhängen, daß seither in England es wirtschaftlich nicht mehr aufwärts geht.

Noch ist es nicht Zeit, dem Einfluß des ja nun auch allmählich, zumindest in manchen Gegenden und Berufszweigen, besser gestellten Arbeiterstandes nachzugehen. Es mag aber darauf hingewiesen werden, daß von allen englischen Grafschaften nur Lancashire und Westyorkshire eine reichere Heimatliteratur haben, also gerade die Grafschaften, deren Hauptindustrien, die Baumwoll- und Wollfabrikation, ihre Arbeiter verhältnismäßig früh wirtschaftlich besser stellen konnten. Und auf diesen Leserkreis ist diese Heimatliteratur direkt zugeschnitten.

Endlich möge erwähnt werden, daß von einer spezifisch amerikanischen Literatur erst seit der Zeit die Rede sein kann, als die Lebensverhältnisse in den Vereinigten Staaten derart



Alle Kurven sind
 In Fig. 1 u. 3
 technischen G
 der unteren.

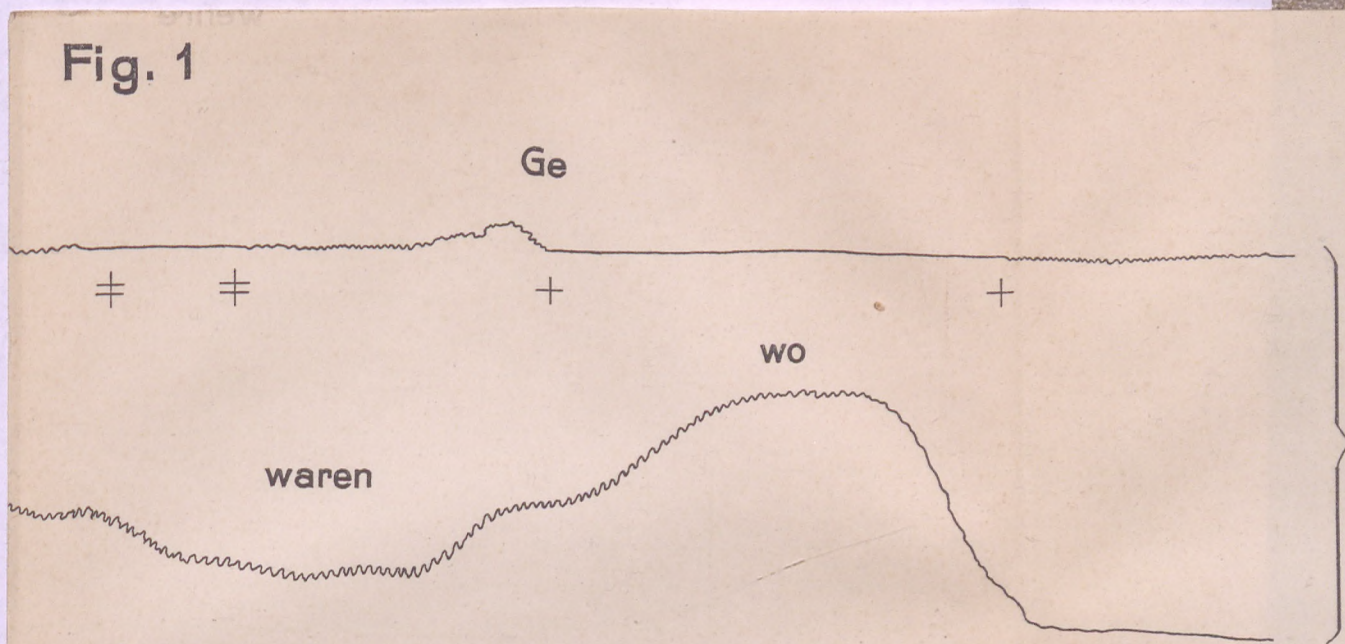


Fig. 2

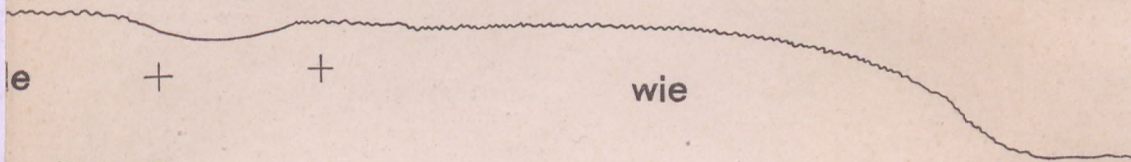
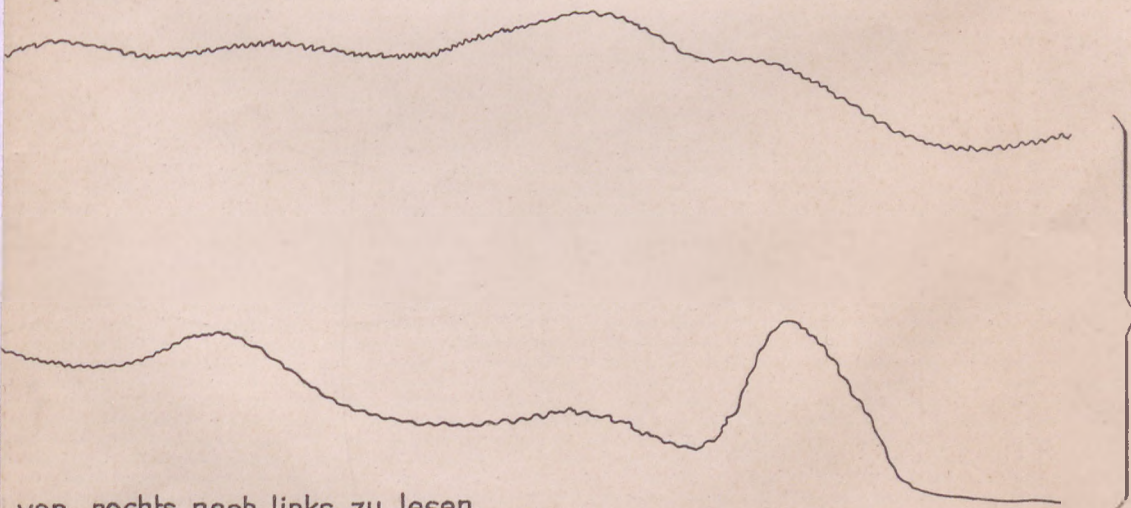


Fig. 3



von rechts nach links zu lesen.
 In die jeweils obere die aus druck-
 technischen G runden abgeschnittene Fortsetzung

wurden, daß die Siedler nicht mehr einzig und allein im Kampfe mit den Naturgewalten standen. Die wirtschaftliche Erstarkung des Westens drückt weiter der neuesten amerikanischen Literatur den Stempel auf.

In diesem bescheidenen Rahmen konnten natürlich nicht alle sich aufdrängenden Fragen erschöpfend behandelt werden, es sollte nur auf Zusammenhänge hingewiesen werden, die in Spezialuntersuchungen fruchtbringend verwertet werden mögen.

Innsbruck.

Karl Brunner.

EXPERIMENTALPHONETISCHE STUDIE ZUR THEORIE DES SATZES.

Zuletzt in der „Psychologie der Sprache“ von E. Fröschels hat O. Dittrich eine Darstellung der Theorie des Satzes geliefert, die von der älteren Ansicht, der Satz bestehe irgendwie aus einer Summe von Worten, radikal abrückt.

Schon *Sievers* versteht in den „Grundzügen der Phonetik“ von 1893 unter Satz „jede selbständige gesprochene Äußerung, d. h. eine jede in sich abgeschlossene Lautmasse, die in einem gegebenen Zusammenhang, sei es der Rede, sei es der Situation überhaupt, einen *bestimmten Sinn* (Gedanken oder Stimmung) zum Ausdruck bringen soll und in diesem bestimmten Sinn von dem Hörer verstanden wird“. Erlaubt auch der Satz nach *Sievers* eine Zerlegung in begriffliche Teilglieder oder Wörter, so kommt doch umgekehrt durch bloße Aneinanderreihung der Wörter in der Form, wie man jedes isoliert aussprechen würde, kein Satz zustande. Vielmehr schließen erst Abstufung nach Expiration, Stärke, Tonhöhe, Stimmqualität, Dauer usw. die Wortreihe zu einer phonetischen Einheit zusammen. Indem sich nun überdies die einzelnen Silben eines mehrsilbigen Satzes in der Regel derart ordnen, daß sich schwächer gesprochene Silben mit einer stärker betonten zu einer in sich geschlossenen Gruppe verbinden, entsteht die rhythmisch-phonetische Gliederung der Sprechakte. Sie fällt mit der logischen Gliederung des Satzes in Wörter keineswegs zusammen.

In einem weit stärkeren Maße als *Sievers* engt nun O. Dittrich den Geltungsbereich des Wortes innerhalb eines Satzganzen ein. Er baut zunächst den Satz mit Hilfe der (von H. Gomperz) sogenannten pathempirischen (d. h. auf der Annahme wesentlich gefühlsmäßiger Erfahrung ruhenden) Methode auf einer ver-

vertieften und verbreiteten Aussagegrundlage auf und fordert von einem Satze, der Worte enthalten soll, eine volle Konkordanz zwischen Bedeutungs- und Lautungsgliederung. Diese Forderung wird allein im „Verteilungssatze“ erfüllt. Alle anderen Sätze, die ihr nicht zu entsprechen vermögen, nennt *Dittrich* „wortlos“, mögen sie nun gliederungslos als „Häufungssätze“ erscheinen oder sich als „Zwittersätze“ zu keinem der beiden anderen Typen bekennen.

Der *Sieversschen* Richtung steht auch heute noch *H. Klinghardt* gegenüber, der in der letzten Zusammenfassung seiner Intonationslehre („Sprechmelodie und Sprechtakt“) die bloße Möglichkeit einer Diskordanz zwischen logischer und phonetischer Gliederung leugnet.

* * *

Es ist keineswegs unsere Absicht, in den Streit der Meinungen einzugreifen. Wir haben uns bloß vorgenommen, den unseres Wissens noch ausstehenden experimentalphonetischen Beweis dafür zu erbringen, daß es innerhalb eines Sprachganzen trennungslos gesprochene Lautmassen gibt, die in ihrem Aussehen mit keinem lexikalischen Worte übereinstimmen. Wir mußten uns erst die Frage vorlegen, auf welche Weise eine Trennung oder Einheit von Lautmassen graphisch am besten zum Ausdruck kommen kann. In Anbetracht des Umstandes, daß nur sehr wenige Menschen ohne Luftverschwendung zu sprechen vermögen (die sich nicht allein in einzelnen Lauten, sondern auch innerhalb einer Sprachpause geltend machen kann), sahen wir keine Möglichkeit, den exakten Nachweis einer Trennung einzelner Komplexe voneinander graphisch zu liefern, solange wir auch stimmlose Laute in unsere Prüfungseinheit einbezogen. Denn wenn etwa die Kurve, die mittels eines Mundtrichters und einer Schreibkapsel gewonnen wurde, an einer Stelle keine Vibration aufgewiesen hätte, so wäre das ebensowohl ein Beweis für eine Unterbrechung der Rede als das Zeichen für eine bloße Luftverschwendung in einer Sprechpause gewesen. Erst als wir uns entschlossen, nur stimmhafte Laute zu verwenden, mußte jedes Aussetzen der Stimmkurve eindeutig für eine Sprechpause zeugen.

Die Versuchsanordnung war folgende: Eine Person, der unsere Fragestellung vollständig unbekannt war, wurde angewiesen, einen aufgeschriebenen Satz in einen Mundtrichter zu sprechen. Der Trichter war mit einem tambour enscripteur von

Rousselot verbunden, dessen Schreibhebel wiederum auf einem Schleifenkymographion zeichnete, das zwecks schnellerer Umdrehung elektromotorisch betrieben war.

Wir wählten folgende Versuchssätze:

I. Wo waren die Gewehre?

II. Wiederum.

Figur 1 ist die Kurve einer Versuchsperson, die den Satz I spricht. Die über bzw. unter den Kurven stehenden Wörter und Laute zeigen, welchen Teilen des Satzes die Kurvenstücke entsprechen.

Zwischen den beiden Kreuzen liegen vibrationslose Stellen; sie bedeuten, daß innerhalb dieser Grenzen kein Ton gesprochen wurde, und die Lautmasse, die sich ja nur aus tönenden Lauten zusammensetzte, an diesen Stellen eine Unterbrechung erfuhr. Man findet zwei solche vibrationslose Strecken und zwar zwischen „die“ und „ge“ (+ und +) und zwischen „ge“ und „wehre“ (\mp und \mp).

Figur 3 ist Satz II, von der Versuchsperson gesprochen. Ein tonloses Stück liegt hier zwischen „wie“ und „de“.

Die von *Sievers* und *Dittrich* auf rein akustischem Wege gemachte Feststellung, daß die phonetische Trennung innerhalb einer Lautmasse nicht mit den Wortgrenzen zusammenfällt, ist hiermit graphisch nachgewiesen. In Satz I findet sich eine Zerreißung des Wortes „Gewehre“, während allerdings eine zweite Trennung, nämlich die zwischen „die“ und „Ge“ an der Wortgrenze auftritt. Im Satz II, der nur aus einem sogenannten Worte besteht, ist die Zerreißung ebenfalls festzustellen. Der *Dittrichschen* Nomenklatur entsprechend, lgen in beiden Fllen Beispiele für Zwitterstze vor.

* * *

Was die Kunstsprache betrifft, so ist es von vornherein klar, daß sie in einem weit höheren Maße als die Sprache des Alltags berufen ist, die phonetische Gliederung der logisch-syntaktischen anzupassen. Doch ist vor Übertreibungen nach dieser Richtung zu warnen.

Seitens der praktischen Kunstübung wird überdies die Forderung erhoben, die Kunstsprache müsse eine möglichst vollkommene Bindung der Lautmassen durchführen. So haben wir uns denn auch die Frage gestellt, ob diese Forderung überhaupt erfüllbar sei. Die Figur 3 beantwortet diese Frage. Sie stellt eine Kurve dar, die der eine von uns während der

Aussprache des Satzes „Die Wiese wallt“ lieferte. Man überzeugt sich leicht, daß vibrationslose Stellen fehlen. In anderen Aufnahmen hatte sich dagegen eine Trennung zwischen „Wie“ und „se“ ergeben. Es wurde also in der Tat der genannten Forderung entsprochen.

Außerhalb unserer Aufgabe liegt die Frage, wie die Kunstsprache trotz solcher Bindung instande ist, den Eindruck von Sprechakt hervorzurufen. Ein kurzer Hinweis sei uns immerhin gestattet. Sie vermag es allein dadurch, daß sie den am besten dazu geeigneten Laut in einem geringen Maße dehnt und in eben dieser gedehnten Form an die Stelle der Pause treten läßt.

z. B. Die Wie—sewallt
 Der Wal—list hoch
 Der Wal—dist fern
 Der Lak—kspringt.

In der Tat entsteht auf solche Weise, wie man sich leicht überzeugen kann, ohne Unterbrechung der Artikulation der Schein einer Pause.

Wien.

E. Fröschels und F. Trojan.

JOHN DRINKWATER ALS DRAMATIKER.

Vom Drama des Auslandes hat man im allgemeinen die Ansicht, daß es beim Naturalismus stehen geblieben ist und keine Evolution zeigt. Daß diese Ansicht z. B. bezüglich Amerikas nicht ganz zutrifft, erweisen die Dramen des mit einer wahrhaft dynamischen Phantasie begabten Eugene O' Neill. Aber auch im englischen Drama findet man Ansätze zu dem bei uns schon totgesagten Expressionismus, obwohl die englische Kritik den Namen „Expressionismus“ ausdrücklich als Fremdwort und den Begriff somit als etwas Unenglisches auffaßt. Auch in England herrscht „Anarchie im Drama“. In den jüngsten Schauspielen werden die verschiedensten dramatischen Stile und bühnentechnischen Methoden verwendet. Denn die englische Literatur unserer Tage ist überhaupt eine Literatur der Übergangszeit, da man in allen Gattungen um eine der neuen Geistigkeit adäquate Form ringt und doch häufig in der Tradition stecken bleibt. William Archer, der noch kürzlich in einem umfangreichen Buche „The Old Drama and the New“ (Heinemann, London 1922) sich erneut als fanatischen Bekämpfer der Elisabethaner und als schwärmerischen Bewunderer der neuen Realisten bekennt, steht mit seinem eigenen theatralisch wirksamen Drama „The Green Goddess“ (Heinemann, London 1921) in bedenklicher Nähe des trotz seiner theoretischen Bemühungen scheinbar nicht auszurottenden Melodramas. Arnold Bennett, der mit seinem letzten Roman „Riceyman Steps“ wieder die Höhe seiner monumentalen Töpfer-

landepen erreicht haben soll, ließ sich durch den malerischen Don Juan-Stoff verleiten, ein "costume play" zu liefern: "Don Juan de Marana" (T. Werner Laurie, London 1923). Sogar der jetzt sechsundachtzigjährige Thomas Hardy wagt noch den Schritt zur Bühne mit der „berühmten Tragödie der Königin von Cornwall“ (Macmillan, London 1923), er gibt sich aber bewußt primitiv, denn seine moderne Dramatisierung der Sage von Tristan und Isolde ist nur "a play for Mummies in one act, requiring no theatre or scenery". Harley Granville-Barker hingegen kultiviert in "The Secret Life" (Chatto & Windus, London 1923) einen düsteren „Naturalismus“, wenigstens im Dialog, der z. T. zu wirklichkeitsnah, zu alltäglich und banal ist. Das ganze Drama ist nur Konversation, aber der Autor versteht es meisterhaft, die Charaktere psychologisch zu vertiefen und die „Handlung“ durch den Dialog sich fortbewegen zu lassen. Einem gesünderen menschlichen Realismus wenden wir uns zu in "The Conquering Hero" (E. Benn, London 1923) von Allan Monkhouse, einem Mitgliede der Manchester-Schule, dessen frühere Komödien bisher leider nur in der Provinz aufgeführt worden sind. Sein neues ernstes Drama ist eine fesselnde psychologische Studie darüber, wie das Erlebnis des Krieges sich in einer sensiblen geistig hochstehenden Künstlernatur auswirkt. Monkhouse ist der hoffnungsvollste der jüngeren Dramatikergeneration neben C. K. Munro. Munros zweiteiliges Schauspiel "The Rumour" (Collins, London 1923) behandelt die betrügerische Ausbeutung zweier kleiner mitteleuropäischer Staaten durch die kommerziellen und kapitalistischen Intrigen einer Großmacht; er stellt nicht wie Monkhouse eine Figur in den Mittelpunkt; seine Gestalten sind die Sprachrohre für seine Ideen, und die weit ausgreifende Handlung ist keineswegs so stark gestrafft wie bei Monkhouse, aber es lebt doch eine gewaltige Dynamik darin, und die indirekt gestaltete dramatische Konzeption ist „Expressionismus“ im guten Sinne, keine "mised film art", wie ein für die neuen dramatischen Entwicklungsmöglichkeiten verständnisloser englischer Kritiker behauptet hat. Viel näher stehen dem Film die "chronicle plays" des sonst zumeist wegen seiner stimmungsvollen, formvollendeten Lyrik geschätzten John Drinkwater. Die „biographischen Dramen“ sind nachgerade seine Spezialität geworden, haben manche Nachahmungen im Gefolge gehabt, u. a. das Shakespeare-Drama von Rubinstein und Bax. Sie waren die sensationellsten Bühnenerfolge der letzten Jahre in England wie in Amerika und fanden auch zahlreiche Leser, wie die Auflageziffern der alle in Buchform (Sidgwick & Jackson, London 1918—1923) herausgekommenen Dramen erweisen. Der "Abraham Lincoln", den Archer als ein „internationales Ereignis von wirklicher Bedeutung“ rühmt, ist vom Oktober 1918 bis zum März 1923 siebenmal aufgelegt worden! Drinkwaters historische Tableaus erinnern in der Konzeption an die Manier Hermann von Boettichers, der in den endlosen Szenenfolgen seines zweiteiligen Friedrich-Dramas das ganze Leben des großen Königs zu umreißen suchte. In den Einzelszenen mag es Boetticher vielfach besser gelungen sein, das Zustandsbild in wirkliche Handlung umzusetzen, aber als Dichter ist er nicht phantasie stärker als der Engländer, und dieser verfährt dramaturgisch ökonomischer, da er niemals versucht, eine so ungeheure geschichtliche Epoche dramatisch zu bezwingen.

In der Vorrede zur ersten Auflage des "Abraham Lincoln" spricht D. sich über Sinn und Zweck seines Werkes aus. Er will seine Aufgabe nicht als die des Historikers, sondern als die des Dramatikers aufgefaßt wissen; er hofft nichts getan zu haben, die Geschichte

zu entstellen, aber er hat die Ereignisse frei umgestellt, manches frei erfunden, um das Thema in seiner dramatischen Bedeutung zu heben. Seine geschichtliche Quelle ist die Monographie Lord Charnwoods, dem er das Werk daher auch zueignet. Er will auch nicht Politiker oder Philosoph sein; sein Interesse gilt dem hochdramatischen Charakter Lincolns und dem anfeuernden Beispiel eines Mannes, der so edel in der Frage des Krieges dachte, sprach und handelte. Endlich verzichtet er als Engländer auf die Wiedergabe eines Lokalkolorits, das er nicht kennt, und eines Idioms, das er nicht spricht. Eine Analyse der einzelnen Szenen des "Abraham Lincoln" wird zeigen, ob und wie weit er seine Ziele erreicht hat.

Die erste Szene führt uns in Lincolns Haus in Springfield im Jahre 1860. Wir sehen ihn mit seinen kleinen menschlichen Eigenheiten und sollen ihn sehen in seiner großen tiefen Menschlichkeit. Die Charakterzeichnung ist absichtlich schlicht, mutet aber stellenweise naiv an. Menschlich näher kommt er uns nur und innerlich wahrer erscheint er uns, wenn er sich in düstere Zukunftsahnungen ergeht über alle die mit seiner Mission verbundenen Widrigkeiten, über das vielleicht erfolglose Ende all seines Strebens, wenn er den republikanischen Delegierten die erschütternden Erlebnisse der Sklavenmißhandlungen erzählt, die ihn zum unerbittlichen Gegner der Sklaverei gemacht haben. Neben manche Feinheiten aber stellt D. allzuhart manche Abgeschmacktheiten.

Die zweite Szene spielt ein Jahr später in Washington. Der Held bekommt seine greifbaren Gegenakteure und die politische Opposition im Ministerium ihre Führer. So wird die epische Bilderfolge zur kämpferischen Handlung. Aus dem kleinen häuslichen Kreise treten wir in das große diplomatische Getriebe. Es ist D. zweifellos gelungen, diese Szene durch Spiel und Gegenspiel zu beleben, wenn auch die breit angelegten Reden und Gegenreden den Fluß der Handlung hemmen. Aber das Bild des großen Mannes ist jetzt wenigstens frei von allen kleinlichen, seine innere Größe mindernden äußerlichen Zügen.

Mit der dritten Szene ist die Zeit um zwei ereignisreiche Jahre vorgeückt, ist der Schauplatz auf ein noch höheres Niveau gehoben: der Präsident zur Kriegszeit im Weißen Hause! Das eröffnet weite Ausblicke! Aber die Atmosphäre ist wieder ins Kleinbürgerliche gesunken, die weltgeschichtliche Perspektive verengt sich, die Politik mündet ins Moralisch-Sentimentale.

Die vierte Szene bringt uns wieder in den Bezirk der großen Politik. Die Sitzung des Kabinetts wird eingeleitet durch ein Wortgeplänkel zwischen dem zu einem Anhänger Lincolns gewordenen Seward und dem in der Opposition gebliebenen Hood über Abolition und Union. Dann folgt das Wortgefecht zwischen dem Präsidenten und Hood. In der Erkenntnis, daß nach dem Siege über den feindlichen General Lee der richtige Zeitpunkt gekommen ist, unterzeichnet Lincoln die Proklamation der Sklavenbefreiung. Diese technisch ganz geschickt aufgebaute knappe Szene nimmt einen melodramatischen Ausklang. Lincoln läßt sich eine Stelle aus dem „Sturm“ seines geliebten Shakespeare vorlesen: "our revels are now ended . . .". Den ebenso einfachen wie naiven Kunstgriff, an einem Ruhepunkt der Handlung durch die Zitierung aus einem Dichter der Zeit oder einer für die Zeit passenden Dichtung Stimmung zu erzeugen, verwendet D. auch gern in seinen folgenden Dramen.

Aus der Redeschlacht gelangen wir mit der fünften Szene endlich auf das Schlachtfeld, aber nicht in den Kampf selbst, sondern in das

Quartier des Oberbefehlshabers Grant. Kampf und Kampfgruel bleiben in respektabler Ferne. Nach zwei Stunden ist der Kampf beendet. Lee kapituliert und übergibt Grant seinen Degen. Beide überbieten sich an Edelmut. Lee erhält seinen Degen zurück und nimmt die milden Bedingungen an in der Hoffnung auf baldige Versöhnung der Parteien. Alles endet in Frieden und Wohlgefallen. Schrecken und Elend des Krieges werden nicht sichtbar, werden kaum angedeutet.

Aber D. hängt noch eine sechste Szene an, die in einem Knalleffekt ausläuft. Lincoln hält am 14. April 1865 eine geschwollene patriotische Rede, singt unter allgemeinem Jubel Loblieder auf die Erhaltung der Union und die Aufhebung eines großen Unrechts, dankt dem Himmel für die Erfüllung seiner Lebensaufgabe und wirft einen prophetischen Blick in die Zukunft der unvergänglichen amerikanischen Nation. Nach einigen Augenblicken wird er von einem jungen Mann aus dem Volk erschossen. Diese Erschießungsszene ist ganz überflüssig, die Lösung unklar.

Eingeleitet wird das Spiel durch den Dialog zweier Chronisten, die uns versprechen:

So kinsmen, we present
This for no loud event
That is but fugitive,
But that you may behold
Our mimic action mould
The spirit of man immortally to live.

Beschlossen wird es in demselben Sinne. Was war das Ganze?

And this our mimic action was a theme,
Kinsmen, as life is, clouded as a dream.

Und was bleibt?

presiding everywhere
Upon event was our man's character
And that endures; it is the token sent
Always to man for man's own government.

Auch die einzelnen Szenen sind durch Choruszwischenspiele oder vielmehr Dialoge vor geschlossenem Vorhang verbunden. Zu Eingang der zweiten Szene fordern uns die Chronisten auf:

Here contemplate
A heart, undaunted to possess
Itself among the glooms of fate,
In vision and in loneliness.

Auf die dritte und vierte Szene werden wir vorbereitet durch Betrachtungen über die schmerzvolle Zeit und den mit seinen höheren Zwecken wachsenden Helden. Vor der Entscheidungsschlacht schaut der erste Chronist wieder zurück auf die verflossenen zwei Jahre:

Two years again
Desolation of battle, and long debate,
Counsels and prayers of men,
And bitterness of destruction and witless hate,

um zugleich denjenigen zu preisen, der die Zeit der Liebe und Einigung, der Versöhnung und des Aufbaus vorbereitet.

Nach dem Siege jubelt der erste Chronist:

And, where strife was, shall union be,
And, where was bondage, liberty.

Nach der fünften Szene orakeln die beiden Sprecher noch mancherlei über die Vergänglichkeit der Schönheit der Natur und alles Irdischen, um dann zu verstummen:

A wind blows, and the lips
Of prophecy are dumb.

Allein die letzten Verse beweisen, daß D. ein stimmungstarker, in der Form ungewöhnlich gewandter Lyriker ist. Andererseits zeigen auch sie von einer bedenklichen Neigung zu bombastischem Schwulst, wenn auch nicht in dem Maße wie die anderen Zwischendialoge. Sie sind offenbar nach dem Vorbild des griechischen Chors gestaltet und stellen sich als ein „pseudoklassischer Anachronismus“ dar. D. hätte konsequent den einen oder den anderen Weg gehen sollen: entweder hätte er das Leben des großen Mannes oder die markanten Episoden daraus zu einem Epos formen sollen, denn man darf bezweifeln, ob sich der Stoff überhaupt zu einem Drama eignet, und D.s dichterische Kraft und versifikatorisches Können hätten ihn vielleicht episch glücklicher bezwungen. Oder er hätte die Zwischenspiele, wie W. v. Scholz bei seiner Bearbeitung von „Troilus und Kressida“ enger in die Handlung einbeziehen können, um so die Handlung selbst zu beleben. Die dadurch bedingte gelegentliche Illusionsvernichtung wäre uns vielleicht lieber gewesen als die ständige Unterbrechung einer episodenhaften Handlung durch die außerhalb ihr stehenden Sprecher. Zum Schluß könnte man die grundsätzliche Frage aufwerfen, ob nicht dem Dichter das Leben eines Heros, auch wenn er nicht der jüngsten Vergangenheit und nicht dem eigenen Volke angehört, zu heilig sein sollte, um es im Stile lebender Bilder mit historischen Erläuterungen an sich vorüberziehen zu lassen.

Sein zweites Stück aus dem amerikanischen Bürgerkriege „Robert E. Lee“ nennt D. selbst ein „companion piece“ zu „Abraham Lincoln“. Die beiden Dramen sind vollkommen unabhängig voneinander. Stofflich wie gedanklich sind sie einander entgegengesetzt; denn im „Robert E. Lee“ ist D. viel weniger politisch eingestellt. Der Held erklärt von vornherein, daß er in erster Linie virginischer Bürger, dann erst Soldat und keineswegs Politiker sein will, um sich zum Schluß aber dem zünftigen Staatsmann überlegen zu zeigen. Wenn eine Tendenz erkennbar ist, dann liegt sie in dem Bestreben, Lee und die anderen Führer des Südens in günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Darum sind alle politischen Begebenheiten und Äußerungen, die ihre Fehler bloßlegen könnten, ausgeschaltet oder nur angedeutet. Darum spielt D. auf die Sklavenfrage nur an drei Stellen an: Lee bekennt, er möchte lieber die Befreiung jedes Sklaven als die Lösung der Union erleben; an anderer Stelle und aus anderem Munde heißt es, daß die Sklavenfrage irgendwie einen Teil der Washingtoner Konstitution ausmache; endlich macht der Präsident Lee auf Lincolns bevorstehende Erklärung für die Abolition aufmerksam, aber nur als Beispiel für Lincolns Starrsinn. Soweit sonst politische Dinge gestreift werden, handelt es sich nur um die Rechte der Souveränität und die Frage der Autorität Washingtons. Auch hier geht D. sehr taktvoll vor; das Spiel wird erst eröffnet in einem Augenblick, als alle Verhandlungen zwischen den Politikern unmöglich geworden sind. Aber ideell hat der General des Südens manches gemein mit dem Staatsmann des Nordens. Über das Problem des Krieges denkt Lee nicht weniger übernational und ideal als Lincoln: Der Krieg ist nur ein Ausbruch des Zornes bestürzter Völker über Fragen, die sie nicht beantworten können; er selbst verabscheut den Krieg, er hat zu viel davon gesehen. Der Feind mag ebenso Recht oder ebenso

Unrecht haben wie das eigene Vaterland; aber nun ist er nur ein Teil des Landes, das eine Frage nur durch den Krieg lösen kann; daß der einzelne vielleicht weiser ist als der Staat und daß der Staat doch das Gut ist, für das alle ihr Leben opfern müssen, ist ein tragisches und doch eigenartig schönes Mysterium. Lees Gedanken über diesen Krieg zwischen Nord und Süd sind von demselben hohen nationalen und edlen Geiste getragen wie diejenigen Lincolns: da der Krieg nun einmal ausgebrochen ist, will er vergessen, daß Virginien eine Politik hatte, und sich nur daran erinnern, daß es Virginien ist; die Zeit des Argumentierens ist vorbei, und der Glaube beginnt, alle Virginier müssen nun glauben, daß sie weise und im Rechte sind. Und nach der Katastrophe mahnt er in Worten, in denen ein echter phrasenloser Patriotismus pulst, alle diejenigen, die noch leben und für Virginien zu sterben bereit waren, jetzt für Amerika zu leben. Leider hat D. dieses ideale Bild Lees durch einige Züge entstellt; wenn Lee die Boten und Ordonanzen um sich herum totschießen läßt, sich selbst trotz mehrfacher Warnungen nicht in Sicherheit bringt, andere zur Vorsicht mahnt, so ist das kein großartiges, sondern ein hochtrabendes und zudem unkluges Benehmen von seiten eines Führers.

Bühnentechnisch ist das Stück ein bedeutender Fortschritt gegenüber D.s erstem chronicle play; das beweist allein diese Schlacht-szene, in der die schwierigen Probleme der Botenberichte und der Kämpfe außer der Szene sehr geschickt gelöst sind; wir befinden uns tatsächlich mitten in der Schlacht und finden es doch ganz natürlich, daß wir nicht mehr von ihr schauen als einige ermattete, staubbedeckte Männer, einige Beratungen der Führer und einige zufällige Verwundungen. Auch die Exposition ist technisch gut angelegt; recht stimmungsvoll ist der Eingang der ersten Szene, da der junge Soldat aus Alabama nach dem Abfall seines Landes mit dem Gewissenskonflikt rein instinktmäßig fertig wird. So wirft die Tragödie Lees ihre Schatten voraus; das Problem wird an diesem an sich unbedeutenden Einzelfalle vorbereitet und bei der bedeutsamen Wiederholung an dem Hauptfall vorweggenommen. Denn wir werden von vornherein nicht im Unklaren gelassen über die Entscheidung des Helden, der einen Unterschied macht zwischen seceding states und rebel states. In der Beziehung ist also die Exposition vielleicht überdeutlich. Als einzige wirkliche Spannung bleibt die Ungewißheit, ob Virginien der Union die Treue halten wird.

Die anderen acht Szenen behandeln den heroischen Feldzug, in dem sich Lee buchstäblich zu Tode siegt und aus Mangel an Nahrung und Kleidung im strengen Winter kapitulieren muß. Wundervoll versteht es der Dichter, immer wieder die Tragik hineinblicken zu lassen in das Spiel um eine verlorene Sache, die mit jedem Erfolg an Aussicht auf den Endsieg verliert. "They grow as you kill them", spricht Lee vor dem Angriff auf den Malvern-Hügel, welcher die siebentägige Schlacht vor Richmond nicht ohne Erfolg beschließt und trotzdem den Feind nicht gänzlich vernichtet. Die eigentliche Tragik aber beruht darauf, daß der Präsident, auf Lees militärische Leistungen pochend, von Unterhandlungen nichts wissen will, daß er sechs Monate später sich darauf gefaßt machen muß, die einzige Bedingung, die er stellte, die bedingungslose Unterwerfung, anzunehmen, daß die politische Einsicht des Feldherrn sich der militärischen Kurzsicht des Diplomaten fügen muß. In dieser großen Szene im Weißen Hause zu Richmond hat D. die dramatische Form bewältigt, hat er sich wirklich versenkt in das Leben zweier gegen-

einander bewegter, aktiv erfaßter schicksalhafter Charaktere, an denen man leidenschaftlichen Anteil nimmt. Die Schlußszenen steigern die Gegensätze: Davis macht in seiner hilflosen Verzweiflung und seiner Hoffnung auf Lincolns Milde eine ziemlich klägliche Figur, während Lee, der all das Elend des Rückzugs nicht, wie jener, nur aus Berichten kennt, seine aufrechte Haltung bewahrt. Das sind Kontrastübersteigerungen, die vielleicht Absichten der Tendenz und des Effektes verraten und darum die rein künstlerische Wirkung beeinträchtigen können. Die Szenen enden vielfach mit einer etwas unvermittelten Glorifizierung der Namen Lee und Virginia. Weniger theatralisch und stimmungsstärker sind die Szenenschlüsse, wo Peel, einer der vier jungen Virginier, deren Gescheicke D. mit mehr oder weniger berechtigter dramatischer Nötigung in das kriegerische Geschehen verflochten hat, die Worte Lees von dem ständig geschlagenen und an Zahl stetig wachsenden Feinde wiederholt und variiert.

Ein noch schöneres dichterisches Denkmal setzt D. in seinem Maria Stuart-Drama der Schottenkönigin; alles überflüssige, episodische, freierfundene Beiwerk, das in "Robert E. Lee" streckenweise so sehr überwuchert, hat er hier beschnitten, um das geistige Gesicht der Heldin in einem äußerlich engen und ideell doch so weit gespannten Rahmen zu profilieren. Wie Schiller zeigt D. sich als Meister in der Beschränkung, die er gegenüber dem überreichen, vielseitigen historischen Rohstoff walten läßt. Aus der verlockenden Fülle reizvoller, leidenschaftsdurchwirkter Ereignisse und Abenteuer, die das Leben der Maria in einer langen bunten Reihe bietet, wählte er eins der reichsten und nicht wie Schiller das scheinbar ärmste heraus (Berger), während eine neuere Bearbeiterin Clara Reed "The Two Crowns" (A romantic drama, Elliot Stock, London 1923) Maria Stuart in Fotheringay, ihre Hinrichtung und Leicesters Fall zum Vorwurf nimmt. Schiller läßt seine Handlung am Todestage Darnleys beginnen, D. läßt sein Drama am Tage oder vielmehr in der Nacht seines Todes, also mit der Ermordung Darnleys enden. Schiller zieht die Jahre der Gefangenschaft auf die drei letzten Leidenstage der Königin zusammen. D. läßt seinen mit dem Tode Riccios schließenden ersten Akt im Jahre 1556 in Holyrood spielen, den zweiten fast genau ein Jahr später am selben Ort. Schiller stellt Marias Schuld, D. ihre Unschuld an Darnleys Ermordung als zweifellos hin. In der Schuldfrage, die übrigens neuerdings A. F. Stuart (The Trial of Mary, Queen of Scots, Hodge & Co., London 1922) von einem anscheinend überwiegend englischen Standpunkt aus beleuchtet, sowie in der Wahl ihres Stoffes stehen sie sich diametral entgegen. Aber ideell gehen sie eine ganze Strecke Weges miteinander. Sie erobern das Historische als eine Form des Wirklichen, als eine einmal gelebte wahrhaft in diesem Leben gewesene Wirklichkeit zwingen sie neu und wiedererzeugend in die Erscheinung, deuten die historischen Gegebenheiten in ihrem idealen Sinne um. Bei Schiller sehen wir Maria als geistige Siegerin scheiden, geläutert vom Feuer einer wahren Freiheit. Auch D. strebt über rein stoffliche Interessen und Wirkungen hinaus; er führt uns keine solche Fülle markanter historischer Persönlichkeiten wie Schiller vor, die europäische Politik tritt nur in der Person des englischen Gesandten in den engen Kreis um die Königin, die selbst mit ihren dunklen Zukunftsahnungen der Geschichte vorgreift. D. s Heldin macht nicht wie bei Schiller die letzte schwerste Leidensnotwendigkeit zu einem Werk ihres Willens, sie wird vielmehr von einem erbarmungslosen Fatum getrieben, das allen großen liebenden Frauen vorgeschrieben ist. Die Natur hat sie

mit einer solchen Macht des Geistes und einer solchen Kraft der Liebe ausgestattet, daß kein Mann ihr gleichkommt und daß kein Mann ihrer darum ewig unstätigen Liebe Erlösung bringen kann. Schillers Maria achtet sich bis zu der Zankszene als eine Sterbende nur dann, wenn die Erinnerungen an Darnley sie quälen. Bei D. ist ihr Gedanke an den Tod nicht der Ausfluß einer Stimmung, sondern eher der fatalistischen Weltanschauung einer Unglücklichen, die sich gegen das Geschick nicht aufbäumt, während bei Schiller ihr starker Wille zum Leben noch lange ungebrochen ist. D. idealisiert ihre Liebe im höchsten und weitesten Sinne, reinigt sie von allen irdischen Schlacken. Seine dichterische Potenz hätte vielleicht dazu gereicht, ein sinnbetörendes Gemälde von der Gewalt des schönen Weibes inmitten eines in wilder Gärung begriffenen Volkes zu entwerfen; er hätte wie Swinburne und nach der Art der Elisabethaner ein Drama weiblicher Sinnentollheit, ein Drama elementaren, von Moralgesetzen unbelasteten Menschengebarens aufzeichnen können (Stahl). Oder zog er sich lieber den Vorwurf der Untreue gegen die Geschichte zu, als daß er den größeren Instinkten des Publikumsgeschmackes entgegenkam?

Wie er zur Geschichte steht, sagt er uns durch sein Sprachrohr, den alten Boyd im Vorspiel: "History never so entangled itself. All the witnesses lied, and nearly all who have considered it have been absorbed in confirming this word, refuting that. And at the centre of it, obscured by one argument is the one glowing reality, a passionate woman. Beside that, the rest is nothing, but we forget." Trotz dieser Versicherung fehlt gewiß die Akribie der Historie, aber das Drama hat eben das eine, was Freyhan (Das Drama der Gegenwart) am „Florian Geyer“ gerühmt hat: Das Leuchten, die Melodie, das Raunen und Webende, die undeutbare Wirklichkeit hinter fixierten Wirklichkeiten. Wie ein unabwendbares Verhängnis steht Marias Untergang vom Beginn des Dramas an fest. "The intrigues of Europe will destroy me", sagt sie gleich zu Eingang der ersten Szene des eigentlichen Dramas, und wenn sie zum Schluß Bothwell folgt, so tut sie es in der Überzeugung: "it is but one step farther into the darkness, into the last". An ihr verwirklicht sich das Geschick aller großen Frauen, die für ihre Liebe nicht die ihrer würdigen Männer fanden. Darum darf der alte Boyd im Vorspiel Margaret, die er an Größe des Geistes und Kraft der Liebe Maria gleichstellt, dasselbe Schicksal prophezeien wie ihr; darum mahnt der Alte den jungen Hunter, sein eigenes kleines, zeitgebundenes Erlebnis, die Treulosigkeit Margarets, im Lichte überzeitlicher Wahrheit zu sehen. In dem traumhaften Vorspiel sind die Hauptpersonen des Dramas vorgezeichnet, klingen die Hauptmotive an, werden die Probleme vorgetrieben.

Sucht man nach einem Grundgedanken in dem Drama, so könnte man ihn etwa so formulieren: Der Mensch ist ein zum Leid in die Welt gesetztes Wesen, von allen Leiden ist die Tragik der Liebe die größte, weil die wahre Liebe niemals ihr letztes und höchstes Ziel erreicht. Der Gedanke ist weder neu noch der Stoff. Aber der Dichter hat den Stoff einer allgemeingültigen Idee dienstbar gemacht in einer Form, die in manchen Teilen den Forderungen der nur gestaltetes Leben ertragenden Bühne widerstreiten mag, die jedoch als Denkzeichen romantischer Heldenverklärung echte Poesie ist. Maria Stuart mag als dramatischer Charakter weniger gelungen und weniger lebensvoll sein, der historischen Wirklichkeit ferner stehen als Abraham Lincoln; aber sie ist ein schöneres Beispiel für den wahrhaft weiblichen leid-suchenden Idealismus als jener für die Idee der mannhaften, leid-überwindenden Vaterlandsiebe.

Auch in seinem Cromwell-Drama legt sich D. eine zeitliche und stoffliche Beschränkung auf, aber zum Schaden der Konzentration durchmißt er anderthalb Jahrzehnte des Lebensweges Cromwells und überspringt dabei manche bedeutsamen, an sich schon dramatischen und daher der dramatischen Gestaltung zugänglichen Stationen. So entsteht wieder kein „Drama“, sondern ein Szenarium, eine Bilder-schau, die trotz mancher dramatischen Höhen und hoher poetischer Schönheiten in der gefährlichen Nachbarschaft des Films steht. Er macht freilich nicht den aussichtslosen Versuch, den ganzen Riesenstoff dichterisch einzufangen, die letzten inhaltreichen Jahrzehnte der Laufbahn Cromwells zu durchschreiten oder gar die Weite der Epoche von 1640—1680 zu bewältigen mit ihrer „bunten Folge von Dingen, der Sichtbarmachung ihrer tausendfältigen Brechungen, den durch tiefe Klüfte voneinander getrennten Menschengeschicken“, kurz — was Goethe die „Totalität des Zustandes“ nannte. Er begnügt sich in treuherziger (vom strengen Theaterstandpunkte aus vielleicht schwächerer) Befangenheit vor dem ungeheuren Material damit, in sechs locker gefügten Szenen das Leben des seit Macaulay und Carlyle idealisierten gewaltigsten Vertreters des streitbaren Calvinismus, den die Geschichte kennt, von 1639 bis 1654 zu umspannen.

Statt des gewordenen Protectors hätten wir lieber den werdenden gesehen, der nach der Schlacht bei Naseby Schritt für Schritt weiter geht, die Revolution zum Siege führt und die neue Autorität des gerechten Schwertes begründet. Und welch glänzendes dramatisches Thema wäre insbesondere die Auflösung des langen Parlements gewesen, wo der Wirklichkeitsmann kraft seines stärkeren Willens und seines sittlichen Vorrangs entschieden siegt über die Verstiegtheit der Nuredner, oder sein Eintritt in die Periode seines Königtums, da er gleich schroff dem anderen Parlament entgegentritt mit den Worten: „Gott sei Richter zwischen euch und mir!“ und das in seinem eigenen mächtigen Willen beruhende Gottesgnadentum verkündet, oder die Tragik des alternden einsamen Cromwell, der wie jeder Ragende den Gefährten, die sich schon auf der Mitte des Weges von ihm zu trennen beginnen, immer unbequemer wird und schließlich Haß und Spott erntet!

Dem Cromwell Drinkwaters bleibt die Tragik ziemlich fern, das Zerwürfnis mit den „poor old creatures“ in Westminster greift nur vorübergehend und nicht entscheidend in seine Laufbahn ein; daß er das Parlament unter den Willen des Heeres beugte, wird nur beiläufig und vage angedeutet; historisch getreu ist das Charakterbild des Mannes nicht, der nach der Schilderung Guizots und Limans der Verstellung, ja der Lüge fähig war, immer von einer unerhörten Kühnheit beseelt, leidenschaftlich und grob, verwegen und klug, mystisch und praktisch und von grenzenloser Einbildungskraft. D.s Cromwell ist frei von Schuld und Fehle, straft sich nur einmal selbst Lügen durch die Behauptung: „I have said a word for freedom, a poor confused word“. Seine lange wohlgesetzte und übersichtlich gegliederte Parlamentsrede und seine klare umfassende Deutung der Lage nach der Schlacht bei Edgehill sind nicht das Werk des Typus des Schweigers und des Vertreters jenes Britentums, von dem der erste Napoleon einmal staunend sagte: «Ces Anglais ont un grand talent pour le silence». Wohl weiß D. auch die mystische Verzückerung zu fassen, wenn er den Helden zu seinen Mitbrüdern in rhapsodisch quellenden Worten sprechen läßt: „The Lord God walks at our hand. He is here now in our midst. His desires are our freedom, His wrath our tyranny one over another. Be very merciful in all your ways,

for mercy is His name". Das Seelenleben des großen Mannes, der im Wirbelwind der Schlachten auf die Stimme seines Dämons lauschte und, von seinem Dämon getrieben, die Größe seines Vaterlandes schuf, in einer großen dramatischen Synthese zu vergegenständlichen, das ist dem Dichter nicht vollkommen gelungen. Das lag auch wohl nicht in seiner Absicht. Von den packenden Momenten seines schicksalbewegten Lebens hat er sich manche entgehen lassen. Aber einzelne Bilder hat er mit liebevoller Einfühlung in die Stimmung der Zeit aufgezeichnet. Um die Atmosphäre zu schaffen, greift er zu kleinteiligen, jedoch wirkungsvollen Mitteln; die greise Mutter Cromwells, eine der wenigen überzeugenden Frauengestalten in D.s Historien, welche die neue Zeit, "when wrath comes and beauty is forgotten", mit der Resignation des Alters über sich ergehen läßt, mit rührender mütterlicher Sorge sich um das Geschick des großen Sohnes bangt und nach langem Zaudern in echtem Mutterstolz seine Leistung anerkennt, zitiert im häuslichen Kreise Verse aus Herricks "Hesperides", läßt die Enkelin aus dem eben begonnenen „Verlorenen Paradiese“ vorlesen. Dieses Puritanerhaus, nicht zuletzt sein Herr, ist keineswegs welt- und kunstfremd; Sänger und Tänzer sind hier gern gesehene Gäste, Musik und Poesie werden hier verständnisvoll gepflegt.

Die Einzelbilder mit ihrem geschichtlichen Hintergrund und dem frei erfundenen episodischen Beiwerk fügen sich nicht zu einem stabilen dramatischen Gebäude, die losen Szenen sind nicht zu einem „Ausgreifend-Gerafften“, zu einem „Vielfältig-Einen“ gemeistert; aber zur Hälfte sind sie szenisch gut gesehen, und alle sind mit wahrem Sinn für dichterische Schönheit und Stimmung gestaltet. Jedenfalls steht D.s "Cromwell" als Drama wie als Dichtung hoch über V. Hugos weitschweifigem Versdrama mit seiner stillösen Mischung von Komödie und Staatsaktion und seiner romanhaften, läppischen Intrigo. Die neueste Dramatisierung bot übrigens ein Engländer Edward Willmore "Cromwell the Protector"; (Puma Publishing Co., London 1923). Der Text ist mir nicht bekannt, aber ich möchte nicht annehmen, daß Willmore, der bisher m. W. literarisch kaum hervorgetreten ist, eine bedeutendere Dichtung und ein bedeutenderes Drama über Cromwell geschrieben hat als D. Und wenn ich mir ein Gesamturteil über D.s Leistung erlauben darf, so möchte ich es im ausdrücklichen Gegensatz zur englischen Kritik dahin zusammenfassen, daß zwar der Dichter in ihm stärker ist als der Dramatiker, daß die Stimmung seiner Dramen stärker ist als das dramatische Leben, daß aber seine Dramen als Dichtwerke den Vergleich mit jedem zeitgenössischen englischen „Drama“ vertragen. Überraschen wird freilich den Autor sowie die Engländer und Amerikaner, welche ihn von der Bühne aus auf sich haben wirken lassen, daß sein erfolgreichstes Schauspiel in meiner Kritik am schlechtesten abschneidet — und umgekehrt!

Bochum.

Karl Arns.

FRANCIS JAMMES' WIRKUNG AUF SEINE ZEITGENOSSEN.

Francis Jammes ist in deutschen Landen nicht so bekannt, wie es seiner Bedeutung zukommt. Er gehört nicht zu jenen trügerischen Blendern am ästhetischen Himmel Frankreichs, deren Werke nicht schnell genug übersetzt, nicht vielseitig genug kommentiert werden können. Sein Licht ist milder, aber auch beständiger; es hat nichts von dem sich selbst verzehrenden einmaligen Aufflammen,

es läßt vielmehr ahnen, daß es fixsternartig noch lange leuchten wird, wenn seine Quelle einst verloschen ist. In wieviele Werke heute berühmter Schaffender schien es befruchtend hinein, ja erweckte sie so eigentlich erst zum Leben. Denn Leben und Liebe zum Leben, das ist es, was die müde Generation um 1890 aus den naiven, weichen Rhythmen dieses Naturdichters schöpfte. Damals, als die einen sich in entsagendem Stolz von der Menge abschlossen, die andern auf den Markt liefen und ihre literarischen Manifeste anpriesen, alle aber, ob erstarrt oder sich heftig gebärdend, von der Verzweiflung ihres Überwitzes umfungen waren, — damals war es Jammes, der es wagte, ihnen eine Blume hinzuhalten, eine ganz einfache Waldblume und ihnen zu sagen: Seht, wie schön sie ist. Und sie sahen und staunten und vergaßen über dieser Schönheit ihre scharfsinnigen Unterscheidungen zwischen Naturalismus, Realismus und Symbolismus, sie sahen die geheimnisvolle Einheit, die in allem Wachsenden und Blühenden ist. Es war, als hätte Jammes die Quelle wieder entdeckt, die sie sich alle verbaut und versperrt hatten und deren klares Wasser sie sich so lange durch künstliche Getränke ersetzt hatten, daß sie zuletzt durstig nach ihr geworden waren. Es war keine Revolution, konnte keine sein. Es kam viel zu schlicht daher, mit weichen Gebärden und träumendem Kindesblick, es schlich sich ein in die Herzen, die sich bei dieser unerwarteten, warmen Berührung auftaten und nun anerkennen und glauben mußten. Schon allein um jener Menschen willen, denen Jammes damals Erlösung von schwerem Druck brachte, verdiente sein Name unvergessen zu bleiben. Denn es waren die größten seiner Zeit, die sich von ihm beschenken ließen und ihm ihren Dank in liebender Überschwenglichkeit zollten. Es ist merkwürdig, wie so ganz verschiedene Künstler sich in diesem einen Punkte vereinten. Namen wie Mallarmé und Gide, Claudel, Henri de Régnier und Coppée, Loti und Remy de Gourmont, sie alle, ob müde fin-de-siècle-Menschen oder suchende Neuerer, ließen dem jungen Provinzler aus dem Trubel ihrer Weltstadt heraus oder von fernen, exotischen Ländern her ihre Anerkennung zuteil werden. Was sie aber alle in ihm fanden, haben französische Kritiker inzwischen versucht zu ergünden und festzustellen. Aber es gelang ihnen kaum, dieses ganz eigenartige Talent in ihre Worte und Ideengänge einzuschließen, jeder von ihnen bekennt schließlich, daß man den Dichter selbst sprechen lassen müßte, daß nur er uns wirklich etwas über sich sagen könnte. Nur André Gide war es vergönnt, in Worten von kristallartiger Dichte und Klarheit den Eindruck zu schildern, den die Prosaerzählungen Jammes': Clara d'Ellébeuse und Almaïde d'Etremont auf ihn gemacht hatten. Wenn alle anderen aber, um die Eigenart Jammes' zu fassen, ihn abwechselnd mit den Schlagwörtern des Symbolismus und Katholizismus, dann wieder der Realistik oder gar des Mystizismus bezeichnen wollten, so beweist uns die einfache Tatsache, daß die von ihm Inspirierten, sich nicht mit einem dieser Worte benannten, sondern die Jammisten heißen, daß nur er selbst ein Maßstab für sein Werk sein kann.

Wer ist aber er selbst? Als 1892 seine erste Gedichtsammlung erschien, war er den Lesern des *Mercure de France* schon durch einige Plaketten bekannt. Aus Orthez hatte er seine Gedichte gesandt, Gedichte, die nichts von Pariser Großstadtluft wußten und scheinbar von einer derart primitiven Formgebung waren, daß man den Verfasser zunächst für einen Engländer hielt, der sich in der französischen Sprache versuchen wollte. Aber man konnte

sich doch nicht dem Reize dieser fast unbeholfenen Ausdrucksweise entziehen, und es waren die größten, die zuerst den ganz eigenartigen Künstler erkannten, der sich unter diesem einfachig schlichten Gewande verbarg. Ein Künstler, der nicht das Hauptgewicht darauf legte, Künstler zu sein, sondern der es offen aussprach, daß er nur abschreiben wolle, Natur abschreiben, daß für ihn die Wiedergabe der Neigung jener Blume, des Sprunges jenes Tieres das einzig wichtige sei. Man hätte vielleicht versucht sein können, das Naturalismus zu nennen, wenn nicht eines ihn von jedem Programme weit entfernt hätte: für ihn war seine Liebe zu den Dingen maßgebend, und seine Dichtung war immer wieder die innigste Verschmelzung mit all dem Lebendigen, das er beschreiben wollte. Es ist merkwürdig, wie er von Anfang an ganz er selbst war, wie seine ersten Gedichte (später aufgenommen in den Band «De l'Angélus de l'Aube à l'Angélus du Soir») uns schon dieses Vibrieren in der Natur bringen, um dessentwillen sein Werk so lebendig wirkt. Es ist, als wüste er nichts von den ästhetischen Bestrebungen der letzten Jahrzehnte, die Frage nach der Form existiert für ihn nicht: «Ma pensée suit mon émotion agitée ou calme» — und die Dinge, von denen er bewegt wird, sind bestimmend für das „Wie“ seines Gedichts. Was für Dinge sind das? Dinge, die seiner Generation schon längst aus dem Bewußtsein gegliitten waren oder, was schlimmer ist, zur Kulisse ihres eigenen, mehr oder weniger eitlen Selbst geworden waren. Das Eigenleben, die Eigenwärme dieser Dinge war vielleicht in diesem naturhistorischen, und -philosophischen Zeitalter längst festgestellt worden, nur ein Dichter jedoch konnte sie ganz offenbaren. Ein Dichter, der auf alles Intellektuelle verzichtet hatte, dem philosophische Gedankengänge ganz fremd waren, dem die *sureaux* tausendmal lieber waren als die *surhommes*. Ein Dichter, der ein Gedicht über den Esel und einen Roman über den Hasen schreiben konnte, dem der Ring der Jahreszeiten immer wieder Sinn und Bedeutung seines Lebens umschloß. Ein Dichter, der die Natur ansah mit dem berauschten Blick des Kindes, der den Erscheinungen der Gärten und Wälder gegenüber nie stumpf werden konnte. Ein Dichter, der nicht wie jene Symbolisten und Esoteriker die Naturerscheinung zum willkürlichen Zeichen seines Innern setzt, sondern dem die Blume selbst schon Gedicht und Sinn ist, dem ihr Blühen allein schon Geheimnis und Wunder genug ist. Es ist, als hätte er alles spezifisch Menschliche, all das, was den tiefen Einschnitt macht zwischen Vegetativ-Tierhaftem und menschlichem Bewußtsein, von sich abgetan, ja als hätte er es nie gekannt, als wäre seine Seele von Anfang an im Rhythmus des Naturgeschehens geschwungen. Und das war es auch, was ihn so wertvoll machte; denn jenes Menschliche, Überkomplizierte hatte sich zu sehr hinaufgesteigert und verlangte nach seinem Antäus der es wieder durch seine Berührung mit der Erde in Verbindung brächte mit allem Seienden. Das ist Jammes in seinem Ausgange gewesen, und das ist er geblieben. Wenn viele in ihm gern den katholischen Dichter sehen wollen und ihn mit Franz von Assisi vergleichen, so ist das ein verführerisches Bild, desto mehr, da Jammes selbst Franziskus zum Helden seines Hasenromans gemacht hat. Aber das, was Jammes mit ihm verbindet, ist gerade nicht das Katholische, ist vielmehr der Renaissance-Mensch Franciscus, der über alles Duster-Mittelalterliche hinweg an die heitere Antike anknüpft.

Was der heilige Franz an christlich-asketischem Geiste in sich trägt, hat Jammes nie gekannt, und seine besten Kritiker müssen sich darüber wundern, wie er so gar nie das empfunden hat, was ihn

erst zum katholischen Dichter stempeln würde: l'angoisse du péché. Man wird dagegen einwenden, daß Jammes auch das zu gestalten versucht hat in der so katholisch-empfindsamen Seele der Clara d'Ellébeuse. Aber ist das der ganze Jammes, der sich hier darbringt? Ist es nicht vielmehr wie ein reinerer, ganz abgeschiedener Teil seiner Seele, den er dem Himmel weiht, um dann selber desto lebendiger alles Irdische zu erleben? Ganz klar wird einem dies aus dem Hauptwerke nach seiner Bekehrung: Les Géorgiques Chrétiennes. Es ist ein groß angelegtes, in biblischem Stile gehaltenes, das mit der Natur innig verwachsene Leben des Landmannes schilderndes Gedicht. Hier wächst in einem Gesange die wundervolle reine und edle Gestalt des Bauernmädchens empor, das sich dem Himmel weiht, das alles Schöne und alle Frucht der Erde dem seelischen Sein zu opfern bereit ist. Aber der Dichter, der uns in Begeisterung von ihr spricht, wendet sich gleich darauf dem tätigen Leben des Landvolkes zu, er hat dem Himmel den Tribut entrichtet, er selbst aber gehört noch in dieses rauschende, irdische Leben. Auch hier wieder zeigt sich, daß man Jammes nicht mit einer bestimmten Richtung identifizieren kann, er steht abseits aller Schlagworte in seinem tiefen Zusammenklang mit allem Natürlichen. Er selbst ist sich vollkommen bewußt, einzigartig zu sein in seiner Epoche, und man wird die Bewunderung für die Romantik und für Theokrit immer wieder bei ihm finden, fast nie aber spricht er eingehender über irgendein zeitgenössisches Werk. Und wieviel tiefer ist ja auch seine Verbindung mit Musset, Lamartine, Rousseau. Ist es nicht, als hätte er endlich die romantische Sehnsucht erfüllt, in der Natur ein von menschlichen Konventionen befreites Leben zu finden, das, was sie als Schönstes priesen, aus dem Reiche des Wunsches in glückliche Wirklichkeit umgesetzt? Wenn er von ihnen spricht, wird er von ihrem *ennui* ergriffen, es ist, als spräche er wie in Erinnerung an ein früheres Leben und an vergangene Schmerzen; jede Zeile jener Dichter fühlt er in solchen Augenblicken ganz als sein Eigentum. Doch wenn dieses Medium der Romantik zwischen ihm und den Dingen schwindet, wenn er allem Blühenden und Duftenden, allem primitiv Lebendigen wieder unmittelbar gegenübertritt, dann ist nichts mehr da von der zarten Melancholie jener empfindsamen Dichter, dann strahlt sein Vers in sonniger Lebensfreude. Wie lang war dieses Gefühl schon aus der Lyrik verschwunden. Wie sehr hatte sich der *ennui* der Romantik in der Folge vertieft und verschärft und war zu jener Verzweiflung am Leben geworden, die sich wund stieß im Gefängnis des Daseins. Keiner von ihnen konnte einen Ausweg finden, sie selbst hatten ihn sich immer wieder verbaut mit ihren so kunstvollen Gerüsten. Und nun war einer gekommen, der gar nicht baute, der den Pfad seines Lebens dahinschleuderte, der alles Kleine und Unbedeutende, das ihm da begegnete, liebevoll betrachtete, der frisches Quellwasser trank, und dessen Dichtung so klar und einfach war wie die Dinge, denen seine Aufmerksamkeit galt. Ist es nicht das Land von Paul und Virginie, in dem dieser Dichter lebt, jedoch nicht mehr das ferne Wunschland der Romantik, sondern zur wirklichen, erlebten Gegenwart gewordenes Land. Und das ist das zweite große Verdienst Jammes', daß er trotz des unerhört Neuen, das er brachte, nicht wie ein Fremdling daherkam, der ohne Gefühl für die Vergangenheit alles seiner eigenen Originalität opfert, sondern daß gerade er zerrissene Bande wieder anknüpft und Saiten zum vollen Ausklang bringt, die lange vor ihm angeschlagen worden waren. So kann es nicht wundernehmen, daß die ihm nachfolgende Dichtergeneration

zwifach von ihm gepackt worden ist, in dem, was in ihnen natürlich und zum Leben drängend war und in der Verlebendigung alles dessen, was ihnen durch Tradition lieb und heilig war, und von dem sie sich doch schon allzuweit entfernt hatten. Das ist jene Generation, von der Jean de Gourmont sagt: «Ils ont dans l'âme le sanglot de Verlaine et l'émotion de Jammes.»

Wien.

Elena Dabovich.

DUBISLAV-BOEK UND DIE „RICHTLINIEN FÜR DIE LEHRPLÄNE DER HÖHEREN SCHULEN PREUSSENS“ VON 1925.

Th. Zeiger hat in der Besprechung, die er in dieser Zeitschrift (1925, V, S. 333) den „Richtlinien“ widmet, eine Feststellung gemacht, die alle, welche an dem Werke beteiligt gewesen sind, mit Genugtuung lesen werden. Welch schönere Anerkennung könnte ihrer Arbeit zuteil werden, als daß ihnen ein Fachgenosse, der für viele zu sprechen berufen ist, bestätigt, es scheine „alles, was im letzten Menschenalter über den Unterricht in den neueren Sprachen ausgesprochen worden ist, in die Richtlinien aufgenommen zu sein“! In der Tat; nicht am grünen Tisch erklügelte Anordnungen sollten hinausgehen, sondern Anregungen, die eine nach gewissenhaftester Prüfung vorgenommene Synthese dessen sind, was Wissenschaft und Schule bereits seit langem erdacht und erstrebt haben.

Zeiger fügt hinzu, und das von ihm Gesagte gilt nicht nur für die Sprachen, daß die „Richtlinien“ ein ideales Ziel aufstellen, das „so lange ein ideales Ziel bleiben muß, bis eine Lehrergeneration herangereift ist, die ihm gewachsen ist“. Entspricht dieses Ziel aber den Bestrebungen und Erkenntnissen, die die Besten unter den Jugendbildnern bereits angebahnt haben, dann gilt es doch nur, diesen Bestrebungen allgemeine Geltung zu verschaffen, das Ziel klar erkennen zu lehren und die Wege zu ihm zu weisen. Die Führer dazu sind gegeben, sie müssen doch freudiger Gefolgschaft sicher sein.

Welche Bedeutung dabei dem „Lehrbuch“, auch wo es nur Gehilfe im Unterricht ist, zufällt, sollen alle Anregungen nicht nur auf dem Papier, ein schönes Ideal bleiben, braucht man nicht auszuführen. Zeiger stellt mit Recht fest, daß auch hier „die schönsten Ansätze vorhanden sind“. Die letzten Jahre haben uns gute Bücher gebracht, die viel von dem, was die „Richtlinien“ als Ziel weisen, bereits zu verwirklichen suchen. Und so viel verwirklicht haben, daß man endlich rücksichtslos mit dem aufräumen kann, was dem heutigen Wollen, neuer Erkenntnis, dem Geist unserer höheren Schule nicht mehr entspricht. Es wird Musterung unter dem Alten vorzunehmen, Neues gründlicher zu prüfen sein, als es leider in den Durchschnittsbesprechungen von Schulbüchern nach schnellem Durchblättern geschieht. Jedes ernste Werk, das sich neue Bahnen zu zeigen und führen bemüht, soll willkommen sein — Krieg nur der Unfähigkeit, der Routine, dem Schlendrian, die auf dem Gebiet der neueren Sprachen aus mancherlei Gründen, auch geschichtlichen, dem Guten noch vielfach den Weg versperren.

Von einem Teilgebiet des sprachlichen Unterrichts, dem Betriebe der Grammatik, soll bei Besprechung einer Neuausgabe des Dubislav-Boekschen Lehrwerks die Rede sein. Die soeben erschienene „Schulgrammatik der französischen Sprache“, Ausgabe F und G, von Boek, Gruber, Röttgers, Zellmer (Berlin, Weidmann 1925) bezeichnet sich im Vorwort als „in vollem Einklang mit dem Ministerialerlaß über die Umgestaltung der Lehrbücher und den Richt-

linien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens geschrieben“ und betont in einer Anzeige, daß „sie die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung möglichst verwerte und gleichzeitig auf die Förderung der psychologischen Spracherkenntnis besonderen Wert lege“. Wie weit erfüllt sie diese Versprechungen?

Die allgemeinste Forderung der Richtlinien, die sich als die grundlegende vorangestellt bei den Ausführungen zum gesamten fremdsprachlichen Unterricht findet, lautet: „Die Methode alles grammatischen Unterrichts ist die induktive. Aus der Fülle der sprachlichen Erscheinungen ist das Prinzip herauszuarbeiten. Sogenannte Ausnahmen sind nach Möglichkeit als Ergebnisse anderer regelmäßiger Entwicklung aufzuweisen.“

Das „Prinzip herausarbeiten“ bedeutet, daß man die Schüler zunächst die Einzelercheinungen, die ihnen beim Lesen oder Hören entgegengetreten sind, prüfen und erfassen läßt: was sagt die Sprache? — wie sagt es die Sprache? Der Vergleich mit ähnlichen Ausdrucksweisen läßt das Gemeinsame erkennen und führt allmählich dazu, „das Wesentliche der Erscheinungen“ herauszufinden. Diese Erkenntnis des Wesentlichen erst ergibt die Einordnung der Einzelercheinung in größere Zusammenhänge und führt schließlich zur Feststellung des Prinzips, das z. B. der gesamten Wortstellung, dem Tempus- und Modusgebrauch zugrunde liegt und sie aufhellt. „Der grammatische Unterricht soll nicht, wie vielfach bisher, Übersetzungsregeln geben“, so führen die Richtlinien bei den neueren Sprachen im einzelnen aus. Man verstehe wohl! „Der Vergleich mit der Muttersprache oder mit anderen Fremdsprachen“ wird ausdrücklich im selben Absatz als Mittel zur Erkenntnis gefordert. Nur so oberflächliche „Regeln“, die rein auf das Übersetzen zugeschnitten waren und mehr oder weniger versteckt noch heute „wuchern“, sind verpönt, wie etwa: „Im Französischen transitiv, im Deutschen intransitiv sind *suivre*, *égaler* usw.“; die ebenso gefaßte lat. Regel über „*aequo* und *aequiparo*“; oder: „Im Englischen persönlich, im Deutschen unpersönlich sind *I am hungry*, *sorry* mich hungert usw.“¹⁾. Ist aber das Wesen von transitivem und intransitivem Verb, von persönlichem und unpersönlichem Ausdruck erkannt, oder auch, um es ganz aufzuklären, ist ein Vergleich zwischen den Sprachen ebenso wünschenswert wie nötig, ein Vergleich der z. B. den Umfang, die Beliebtheit der Ausdrucksweise feststellt und uns danach vielleicht — kühne „Stilistiken“ haben es bereits versucht — Schlüsse auf den geistigen Habitus des Volkes erlaubt.

Nun zur Grammatik von Boek, Gruber, Röttgers, Zellmer: Wie steht es bei ihnen 1. um die Feststellung des Tatsächlichen, um die Erkenntnis des Wesentlichen in der Einzelercheinung? Wir beginnen mit einem der obengenannten Abschnitte, der Wortstellung (§ 113 ff.):

Das allgemeine Prinzip derselben ist wissenschaftlich längst erkannt (Psychologisches Subjekt und Prädikat: v. d. Gabelentz, 1891); Aufsätze und Vorträge (einer der ersten und ausführlichsten war für das Französische der von Kuttner, s. Archiv für d. St. d. N. Spr. 118 [1907] S. 151) haben es der Schule nutzbar zu machen

¹⁾ Der Unterz. besinnt sich auf eine Unterrichtsstunde, in der ihm nur Übungen mit *I succeed* u. ä. vorgeführt wurden; als er fragte, was man denn behandle, erhielt er die Antwort: „das unpersönliche Verb“. Von *it rains* hatten die Jungen aber nichts erfahren.

gesucht. So fehlt es denn in keiner Grammatik mehr, auch hier nicht. Aus ein paar Beispielen, zu einseitig, um ein „Grundgesetz“ zu ergeben, wird erschlossen, daß „das Satzglied, das den Ton trägt, d. h. den Schwerpunkt der Aussage, das Neue enthält, ans Ende treten muß“ —: „treten muß“ statt „steht“, Anweisung statt Feststellung, denn in dem Buche wird alles zur „Regel“. Ist aber aus dem doppelten Beispielpaar zu Anfang, das nur die Stellung der beiden Objekte zueinander illustriert, wirklich ein Gefühl für das Prinzip im Schüler aufgekeimt, so wird dieses gleich wieder ertötet, wenn es gleich dahinter, ohne Begründung heißt: „das entferntere Objekt wird meist den Schwerpunkt tragen, also nach dem näheren Objekt stehen“. Damit haben wir wieder die alte, leidige, unheilstiftende Schulregel — der ein „doch vgl. die Beispiele oben“ die gewohnten „Ausnahmen“ hinzufügt. — In *Ce sont les boulevards qui ont donné à Paris son aspect particulier* soll der Schüler „einen in starkem Gegensatz (fettgedruckt) zu einem anderen stehenden Begriff“ erkennen. Einen Gegensatz wozu? Man kann den Satz wohl nach einer Schilderung der Ringstraßen finden, als eine neue Aussage zu diesen eben behandelten, und mit dem vollen Nachdruck auf dem neuen Prädikat «son aspect particulier».

Doch nun der Fragesatz: Der Unterschied zwischen „Inversion“ und „absoluter Fragekonstruktion“ wäre dem Schüler wohl am besten in der „Entscheidungsfrage“ klar zu machen, und diese sollte von der „Ergänzungsfrage“ getrennt behandelt werden. Aber beide Arten der Frage, nirgends geschieden, gehen hier nicht bloß durcheinander; man fragt sich auch vergebens, nach welchem Prinzip die doch als typisch zu betrachtenden Beispiele gebracht sind. Wieso steht *Yvonne demande-t-elle de l'eau?* am Anfang — das doch wohl ganz gleich bedeutende *Yvonne comprend-elle cette histoire?* noch einmal am Ende des V. Abschnitts? Nach Abschnitt I liegt in *Tu ne sais pas cela?* der Ausdruck der Frage in der Hebung der Stimme. Wozu ist in § 10 von der „Satzmelodie“, der „Stimmführung“ gesprochen worden, allerdings in ganz unzulänglicher Weise, bei der ebenfalls „Tonstärke und -höhe“ durcheinander gehen? Nach Abschnitt II, der die Inversion in Fragen wie: *Est-ce votre sac?* feststellt, hätte man nun doch die Form: *Ce sac est-il à vous?* erwarten sollen; statt dessen bringt III: *Qui arrive un jour?* u. ä. mit der sonderbaren Erklärung: „Die Inversion ist weder möglich noch nötig, wenn das Subjekt ein Interrogativpronomen ist oder eines bei sich hat. IV gibt: *Où sont Yvonne et sa mère? Que demande Yvonne? Comment s'appelle la petite fille? D'où vient le thé?* mit der Regel: „Wenn der Satz durch ein Fragewort eingeleitet wird, das weder Subjekt ist noch zum Subjekt gehört, tritt das substantivische Subjekt in die Inversion.“ Die Regel ist zunächst falsch. Bei dreien der Beispiele wäre grundsätzlich ebenso die absolute Konstruktion berechtigt, und für eins von ihnen stellt es ja auch Anm. 1, also ein belangloser Zusatz, nachträglich fest. „In allen anderen Fällen,“ so sagt nun V, „wird die absolute Fragekonstruktion verwandt.“ Die Regel ist wieder falsch: Es kann ebenso gut *Quel petit mot avait oublié Yvonne?* wie *Quel petit mot Yvonne avait-elle oublié?* heißen. Und gibt es einen Schüler, dem nach diesem allen noch Denkvermögen bleibt, so wird er vielleicht herausfinden, daß die an die Beispiele zu V geknüpften Regel nicht nur an sich falsch ist, sondern auch der in IV aufgestellten geradezu widerspricht: Ist *Quel (petit mot)*, das Fragewort, das obigen Satz einleitet, ein Subjekt? Nein. Gehört es zum Subjekt? Nem. Nach

IV hat aber, wenn das Fragewort „weder Subjekt ist, noch zu ihm gehört“, die Inversion zu stehen. Die unbedachte Fassung in IV ergibt sich als Gegensatz zu der Regel in III, und bei der Aufstellung von V hat man das unter IV Gesagte bereits wieder vergessen. Und hätte man rechtzeitig an die Anm. 2 gedacht, die nun noch den Fall eines Akkusativobjektes berücksichtigt, dann hätte man auch *A qui la mère raconte-t-elle une histoire?* aus V ausgeschieden, denn hier ist zwar die absolute Konstruktion nötig, aber nicht etwa, weil die in IV aufgestellten Bedingungen nicht erfüllt seien.

Heillose Verwirrung im einzelnen. Und wo ist hier das an den Anfang gestellte Prinzip klar herausgearbeitet? — Eine Anmerkung zur „Inversion im Aussagesatz“¹⁾ stellt dann zu *Vive le roi!* fest: „In Hauptsätzen, die einen Wunsch ausdrücken, steht ebenfalls die Inversion.“ Heißt das „kann stehen — muß stehen“? Man ist bei der durchgehenden Verschwommenheit des Ausdrucks seiner Sache nie sicher. Dem Vorangehenden nach ist letzteres anzunehmen, denn wenn für *Que demande Yvonne?* Inversion angegeben wird, so ist sie doch das einzig Mögliche. Ein „steht = muß stehen“ ist wieder falsch, denn der Schüler wird *Dieu soit loué, Dieu le veuille* u. v. a. finden; und soll es nur „kann stehen“ bedeuten, dann wären doch zur Bekräftigung des Prinzips beide Fälle nebeneinander zu geben und miteinander zu vergleichen gewesen. Aber das „Prinzip“ ist — jede Seite, jeder Paragraph beweist es — ein immer nur aufgesetzter Flicker, unter dem von allen Seiten die alte mechanische „Regelgrammatik“ hervorguckt.

Sollte sich nicht auch bei der „Stellung der adverbialen Bestimmungen“ (§ 118) das „Prinzip“ der allgemeinen Wortstellung zeigen, und wo nicht, wären für eine Abweichung nicht zureichende Gründe zu suchen? Woher sollte es kommen, daß bei ihnen nun plötzlich die Reihenfolge „Zeitbestimmung — Modalbestimmung — Ortsbestimmung“ das Normale sei? Ein Beispiel vom Gegenteil: Mutter und Sohn sind böse auseinandergegangen: *Timidement, vers le soir, elle frappa à la porte de sa chambre* ist doch genau so berechtigt wie *Vers le soir, timidement, elle frappa . . .* oder *elle frappa timidement . . .* „Aber“, so lehrt die Grammatik weiter: „natürlich: *Quand êtes-vous arrivé à Paris? Je suis arrivé à Paris à dix heures du soir*“, und dazu noch: „Auch sonst wechseln die drei Bestimmungen je nach der Betonung ihren Platz.“ Nun ist allem genug getan — aber haben die Schüler in diesen vagen Ausführungen das Prinzip erkannt? Sollte ihnen nicht nach gut gewählten, oder von ihnen selbst gefundenen Beispielen zu allererst der verschiedene Platz nach der verschiedenen Betonung, d. h. der verschiedenen Bedeutung zum Bewußtsein gebracht werden? — Andere Regel: „Nach dem Partizip stehen Ortsadverbien, *Je ne l'ai trouvé nulle part*.“ Ist auch *partout* ein Ortsadverb? Nun: *La véritable éloquence était partout ignorée* zeigt die Regel als wieder so falsch wie alle übrigen.

Und warum wird die Stellung des attributiven Adjektivs, der doch dasselbe Prinzip zugrunde liegt und durch die das Prinzip vortrefflich zu erhellen wäre, an einer anderen Stelle behandelt (§ 68)? Welche Überraschungen erwarten uns hier!

¹⁾ Ich muß, schon aus Mangel an Raum, übergehen, was überall in zusammenhanglosen Einzelbemerkungen dem Schüler zu glauben zugemutet wird. Nur ein Beispiel: *«Ventre-saint-gris,» dit Henri IV, «le proverbe a menti.»* „Der Teil der direkten Rede, der vor dem Zwischensatz steht, ist als Objekt aufzufassen.“ Also nur der Fluch Objekt; und der Rest? So etwas bietet jede Seite.

„Das Adjektiv steht nach, wenn es ein verstandesmäßig unterscheidendes (fett gedruckt) Merkmal angibt, z. B. die Farbe oder andere mit den Sinnen wahrnehmbare Eigenschaften, die Nation, Religion usw.“ Soll das wieder heißen, ein Farbenmerkmal unterscheidet immer? Dem würden „les noirs cyprès, le bleu ciel“ u. v. a., auf die der Schüler bei jeder Lektüre stoßen muß, widersprechen. Wohin gehört nun aber das aus dem bekannten orientalischen Märchen hierunter angeführte Beispiel: *Cet homme heureux n'avait point de chemise*? Wovon scheidet „verstandesmäßig“ *heureux* den Mann? Es heißt doch nichts anderes als: „Dieser Mann nun war zwar glücklich, aber er hatte kein Hemd.“ — „Hierher gehören auch die wirklichen Partizipien“ (fett gedruckt). Beispiel: *des souffles brûlants ont desséchés les plantes*. Wovon sollen diese *souffles* unterschieden werden? Die Aussage gilt von den *souffles*, zu denen noch ein Attribut hinzugefügt wird. Aber „wirkliches Partizip“ und das mit einem s! Die Verfasser vergessen in § 68, daß sie in § 41, worauf wir noch kommen müssen, dem „eigentlichen Partizip“, natürlich falsch, die Veränderung abdekretiert haben. Oder ist vielleicht ein „wirkliches“ Partizip etwas anderes als ein „eigentliches“? Endlich, *brûlants* hier ist zudem gar kein Partizip mehr, es ist = glühend heiß, reines Adjektiv. — Und die Wortstellung der anderen, der Partizipien, die keine „wirklichen“ sind (§ 41)? Gehört diese nicht hierher? Ist *une enfant charmante* nicht möglich? — „Das Adjektiv steht vor, wenn es nicht ein unterscheidendes Merkmal aussagen soll, sondern zum Ausdruck der persönlichen Empfindung dient.“ Beispiel: *Vercingétorix était un jeune homme né . . . Jeune*, persönlicher Empfindung entrossen, wohl: jugendlich aussehend?

Wir brechen ab, obwohl noch Seiten zu füllen wären. Zeile für Zeile fordert durch die Flüchtigkeit, die Verschwommenheit ihrer Feststellungen zum Widerspruch heraus. Und dabei soll nach den Richtlinien „am Schlusse der grammatischen Erörterungen das Prinzip klar aus der Fülle gleichartiger Erscheinungen herausgearbeitet vor dem Geiste der Schüler stehen.“

Kein Wunder, daß, wenn das Wesen der Einzelercheinung so wenig erkannt wird, sich willkürliche Einrohungen finden und der alten Übersetzungsregel entsprechend ganz oberflächliche Beobachtungen die Anordnung bestimmen. Ein Beispiel:

Eine so häufige Ausdrucksweise, die, glaube ich, von Anfang an dem Schüler entgegentritt, wie *il a les yeux bleus*, findet sich, in kleinem Druck, also als Anhängsel, unter der Regelhäufung, die der Abschnitt „Artikel“ darstellt. Der Anlaß ist klar. Die alten Grammatiken fanden *er hat blaue Augen* neben *les yeux bleus* und lehrten, das „Adjektiv stehe nach“. Man ist fortgeschritten: es findet sich *Augen* für *les yeux*, also wird die Sache dem Artikel angefügt. Und die Regel ist fertig. Zwar steht *il a l'air fatigué* dabei, aber das macht nichts: „der Artikel steht vor Benennungen von Teilen des Körpers mit folgendem (prädikativem) Adjektiv“. *L'air* ein Körperteil! Der an dieser Grammatik gebildete Schüler wird darüber hinweglesen. Aber wird er, und dazu wollen ihn die „Richtlinien“ erzogen wissen, wenn er später findet: *ils ont l'esprit borné — le sommeil léger — les manières mauvaises*, diesen neuen Anschauungsstoff früher erworbener Erkenntnis einzuordnen wissen und so zum Verständnis der Sprache, zu einer irgendwie freieren Anwendung derselben gelangen? Die Verfasser hätten, wenn sie französische Bücher lesen, auch einmal eine Zeitung in die Hand nehmen, für eigene Erkenntnis finden können: *ce brave homme a le vin gai, le vin triste*. Hätten sie

ihren Schülern auch dann noch von Körperteilen gesprochen? Und haben wir nicht Entsprechendes im Deutschen? *Jemand trägt das Haar lang*; aber auch *man trägt den Rock kurz*. Es ist dieselbe Erscheinung. Ist der Körperteil das Wesentliche? Und dieselbe Erscheinung findet sich in: *ils vont nus pieds, nu-tête*, und im Deutschen *hoch die Fahnen, rückten sie vor*. Ist danach der Artikel oder ist die Nachstellung des Adjektivs das Wesentliche? Gerade das Wesentliche, die prädikative Funktion des Adjektivs, wird so nebenbei in Klammern gegeben. Hierher, zur Behandlung des Prädikatsnomens, gehört die Ausdrucksweise; in die Lehre vom Satz und von den Satzgliedern wäre sie einzureihen und durch Vergleich mit Muttersprachlichem aufzuhellen gewesen. Auch *nous avons pris la ville — la ville que nous avons prise* hätten dabei ihre Erklärung gefunden.

Aber für Satz und Satzgliedschaft ist wie für so viel anderes Wichtiges¹⁾ kein Platz in dem Buche. Mit Recht will Zeiger (S. 341) in der ersten Fremdsprache auch „die Satzlehre“ in ihren Grundbegriffen behandelt wissen und verlangt allgemein ein stärkeres Verknüpfen der Formenlehre mit der Satzlehre. Ohne die Anordnung nach den Satzbeziehungen kann nur ein so chaotisches „Regelwerk“ in willkürlich gebildeten „Abschnitten“ zustande kommen, wie wir es in dem hier besprochenen Buche finden. — „Noch immer kann man, so sagt Zeiger, bei der Behandlung des Gerundiums finden, daß Nebensätze verkürzt werden.“ Man schlage § 37 unseres Buches auf: Was ist „der Infinitiv im Sinne deutscher Nebensätze“ anderes als dies? *Je crains d'oublier cette commission = ... daß ich ... Je lui dis de venir me voir ... er solle ... usw. (wörtlich so!)* Und die Generalregel: „Der Infinitiv steht überall, wo sein Subjekt sich aus dem Zusammenhange deutlich ergibt.“ Ein paar Seiten vorher findet sich (beim Konjunktiv): *Prions Dieu qu'il nous défende — Vous lui direz qu'il parte — Sois sobre ... afin que tu jouisses d'une bonne santé*. Wäre hier nach der „Regel“ nicht überall der Infinitiv dafür nötig, da sich sein Subjekt überall klar aus dem Zusammenhange ergäbe? Aber nicht nur der einfache Satz, auch ein Einblick in das Satzgefüge müßte gegeben sein, eine Erkenntnis des Nebensatzes als eines Satzgliedes. Mit den paar cürftigen und oberflächlichen Bemerkungen über „einige wichtige Konjunktionen“ ist das nicht abgemacht (§ 111/112, nicht eine ganze Seite). Hätten die Verfasser aber selbst eine klare Erkenntnis des Satzgefüges, dann wäre ihnen aus der bösesten alten „Regelgrammatik“ nicht die Bemerkung stehen geblieben (§ 44): *La paix de Francfort conclue, une révolution éclata à Paris* — „Das unverbundene Partizip steht selbständig, d. h. ohne sich an ein Satzglied des regierenden Satzes anzulehnen.“ Ein „regierender Satz“! das absolute Substantiv mit dem Partizip ist also ein untergeordneter, ein Nebensatz. Unterzeichneter erlebte vor 40 Jahren im lateinischen Staatsexamen eine böse Viertelstunde, als er ähnliche, wenn auch nicht ganz so schlimme Weisheit für den Ablativus absol. von sich gab. Was Zeiger fürs Gerundium im Englischen feststellt, tout comme chez nous, im Französischen!

¹⁾ Nach dem unpersönlichen Verb¹⁾ sucht man, um nur dies eine zu nennen, vergebens. Von *il pleut* bekommen die Schüler keine Ahnung; als „unpersönliches Verb“ lernen sie so nebenbei, bei der „Übereinstimmung von Subjekt und Prädikat“, *il arrive des soldats* und *il ne se trouve pas beaucoup de Français ...* (§ 27). kennen.

Und wieder könnte man Seiten mit ähnlichen Ausstellungen füllen, deren jeder Paragraph liefert. *Il a les yeux bleus* wird allerdings auch beim Artikel kurz erwähnt werden können, aber dann eingereiht, bei *il lève la tête, il ouvre la fenêtre*, um zu zeigen, wie die durch den Artikel bezeichnete Determination sich hier aus den Umständen ergibt. Es kommt in dem Zusammenhang nur ein Kopf, nur ein Fenster in Betracht; — und ist der Ausdruck gegeben, dann erklärt sich das prädikative Verhältnis des Zusatzes als das allein Mögliche: das = „sein“ Haar hat er blond; mit attributiver Bestimmung wäre die Determination nicht ohne weiteres (d. h. wenn nicht auch das Blond vorher festgestellt wäre) vorhanden. Wäre man aber diesem Gedanken nachgegangen, hätte man den Grundfunktionen des bestimmten, des unbestimmten Artikels nachgeforscht, dann die Bedeutung des artikellosen Substantivs¹⁾ im Satz festgestellt, dann hätte aus dem Gewirr der in vielen Dingen (bei Apposition, Prädikat u. a.) stark anfechtbaren Einzelregeln auch hier das Prinzip „klar herausgearbeitet vor die Augen des Schülers gestellt werden können“, wie es dem Geist der Richtlinien entspräche.

Noch ein Letztes. Ein Ideal der „Richtlinien“ ist das Zusammenarbeiten der verschiedenen Sprachen zu gemeinsamer Aufklärung, gegenseitigem Geben und Nehmen von Erkenntnissen: „Das Wesentliche bedeutsamer Erscheinungen, die sich in allen Sprachen finden . . . (ist) da, wo sie zuerst auftreten, so gründlich zu behandeln, daß bei den übrigen Sprachen der Hinweis auf etwaige Besonderheiten des Gebrauches genügt“.

Wo wäre dies so mustergültig zu lösen wie beim Infinitiv, beim Gerundium, dem Partizip, den Verbalnomen! Deutsch, Latein, Französisch, Englisch, Griechisch könnten hier zusammenwirken, das Letztere z. B., um zu zeigen (was für das engl. Gerundium wichtig ist), daß der Gebrauch des Artikels (wie auch im Italienischen, Spanischen) nichts an der verbalen Natur dieser Nomen zu ändern braucht (Rektion). Wo aber findet sich eine klare Definition des Verbalnomens d. h. eine Feststellung, inwieweit wir es mit dem Verb, inwieweit mit dem Nomen zu tun haben? Wo finden wir grundsätzlich seinen Gebrauch mit der Satzfunktion des Substantivs, des Adjektivs zusammengestellt? Es ist doch nur ein Zufall, man weiß nicht auf welche Anregung von irgendwoher, daß man mitten in der Regelsammlung über den Infinitiv — nur bei *de* 2 (§ 35) — ein paar solcher Zusammenstellungen findet: *Je me souviens de lui — je me souviens de l'avoir vu*.

Nun dazu das Partizip: 1. „Das Partizip des Präsens kann sein: **Verbaladjektiv**. Dann wird es wie ein Adjektiv behandelt und **verändert**; oder 2. **eigentliches Partizip**: dann wird es als Verb behandelt und **nicht verändert**. Man erkennt seine verbale Natur daran, daß es ein Objekt oder adverbiale Ergänzungen bei sich hat.“ § 41. (Nur das Sperren ist hier hinzugekommen.)

Von einer Einheit mit der Art der anderen Verbalnomen ist natürlich hier nicht die Rede. Aber wie auch nur das Knäuel aller Irrtümer lösen! Mit 1. sind (trotz des vorher zitierten § 68) Fälle gemeint wie *les souffles brûlants* glühend heiße Winde, in denen wir es so wenig mehr mit Partizipien zu tun haben, wie in *un bon dîner* mit einem Infinitiv. Das alten französischen Grammatiken nachge-

¹⁾ Damit hätte auch das, in § 77, beim Pronomen Gesagte seine Erklärung gefunden: *Êtes-vous musiciens? Nous le sommes. — Êtes-vous les sœurs . . .? Nous les sommes.*

sprochene *en* mit dem Partizip des Präsens ist vor dem Hohn der Wissenschaft endlich verschwunden; es lebt aber, aus derselben Quelle stammend, noch immer das *Adjectif Verbal*. Daß „verändert werden“ und (höchstens) „veränderlich sein“ ganz Verschiedenes bedeuten, nur nebenbei. In 2. ist nun das „Partizip“ ein „Partizip“, und man erkennt seine „verbale Natur“. Aber warum dann in 1. Verbaladjektiv, wenn dort nichts von einer verbalen Natur vorhanden ist? Was heißt „als Verb behandelt“? Das hat doch nichts mit der „Veränderung“ eines Adjektivs zu tun! Es stammt wohl wieder irgendwo anders her, wo die verbale Natur richtig erkannt und definiert wurde (als Verb behandelt = mit der Rektion des Verbs: *ces souffles brûlant toutes les plantes*). Und zu dem Ganzen kommt die mangelhafte Kenntnis der Sprache selbst¹⁾. Hätten die Verfasser erst einmal französische Bücher gelesen, bevor sie diese Sätze zutage förderten, so hätten sie gesehen, daß die Dinge so einfach nicht liegen. Ein Blick in irgendein Drama hätte ihnen als Bühnenanweisungen dauernd *riante* neben *riant* gezeigt, wo wirklich kein Unterschied in der Natur des Merkmals zu erkennen ist (Jerch „Roman, Forsch. XXXIII, S. 369 ff.). Und sie hätten auch sonst gefunden, daß die Veränderlichkeit bei „wirklichem Partizip“ durchaus nichts Ungewöhnliches ist. Und es hätte sich an einem solchen Beispiel, lehrreich fürs Französische, die Einwirkung von Akademien und Schule auf sprachlichen Ausdruck feststellen lassen, ein Schuleinfluß, der schließlich etwas wie ein Sprachgefühl erzeugt hat. Wie sagt der Arrêté ministériel du 26 février 1901: „Il convient de s'en tenir à la règle générale d'après laquelle on distingue le *participe de l'adjectif* en ce que le premier indique l'action et le second l'état. Il suffit que les élèves et les candidats fassent preuve de *bon sens* dans les cas douteux. On devra éviter avec soin les subtilités dans les exercices: Ex: des sauvages vivent *errant* ou *errants* dans les bois.“ „Participe“ ist Verbaladjektiv; das „adjectif“, z. B. *une enfant charmante*, hat mit dem Verb nichts mehr gemein.

Die Grammatik der oben genannten vier Verfasser hat mit der Wissenschaft nichts zu tun, wenn auch z. B. unter sonst banalen Konjunktivregeln das Toblersche *un des bons diners que j'aie faits*, übrigens, so scheint es, unverstanden (s. das Eingeklammerte) angemerkt wird. Aber ebenso wenig hat sie irgend etwas vom Geist der „Richtlinien“ erfaßt. Der „volle Einklang“, den die optimistischen Verfasser behaupten, wird von der anderen Seite schwerlich zugegeben werden. Die Grammatik ist das geblieben, was Ad. Krüper im Auge hat, wenn er in seinem trefflichen Buche „Die arbeitskundliche Ausgestaltung des neusprachlichen Unterrichts“ (Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925) das „wuchernde mechanische Regelwerk“ verwirft, „das dem Prinzip der Arbeitsschule im Wege“ steht. Der Arbeitsschule und einem ethisch eingestellten Unterricht, d. h. der die Wahrheit suchen lehrt. Dies mechanische Regelwerk hier hat aber nicht einmal den Wert einer

¹⁾ Auch hier könnte viel vermerkt werden: Die Verf. sollten einmal lebende Beispiele des „*jusqu'à ce que*“ mit dem Indikativ bringen, zu ihrem Erzeugnis: *Il est resté en France jusqu'à ce qu'il sut parler français* (§ 30); sollten einmal feststellen, ob bei *de ce que* nach den Verben des Affekts der Indikativ die Regel ist (§ 31); sollten sich, bevor sie Regeln wiederholen, durch ausreichende Lektüre vergewissern, ob bei Verben wie *passer* der Unterschied zwischen *avoir* und *être* noch gemacht wird (§ 26) u. v. a.

zuverlässigen Anleitung zu praktischem Gebrauch: dazu ist Ausdruck und Fassung der Regeln durchweg zu verschwommen, falsch, halbrichtig. Nirgends ist ein Prinzip klar erkannt oder folgerichtig durchgeführt; die dahingehenden Ausführungen lassen nicht einmal den Weg erkennen, auf dem die Schüler sicher zu der Erkenntnis geführt werden könnten. Wie sollen sie sofort zum Konjunktiv als Ausdruck der „nichtwirklichen, der unsicher oder zaghaft geäußerten Tatsache“ kommen, wenn sie auf eine der wichtigsten Bedeutungen, die des Wunsches, erst nachher hingewiesen werden? Das Prinzip ist meist äußere Zutat, eine Verbrämung der alten Regeln, von den Verfassern selbst nicht klar erfaßt¹⁾, dauernd von Nebendingen verdunkelt, die mit dem Wesen nichts zu tun haben. Und wie die Einzelregeln, so stehen die Einzelabschnitte nach rein äußerlichen Gesichtspunkten geordnet nebeneinander. Das zusammenhaltende, die Ordnung ergebende Prinzip der Satzbeziehungen ist nicht einmal in einer Andeutung vorhanden.

Äußerliche Zusätze bleiben auch sonst die modernen Zutaten. Eine kurze Lautlehre, die bei unseren provinziellen Verschiedenheiten wohl unerlässlich ist, fehlt. Sie soll dem Lehrer überlassen werden. Aber sollte dann seinem Vorbilde nicht um so mehr etwas weit Subtileres, die „Satzmelodie“ (§ 10) überlassen bleiben, die in ein paar dem Schüler kaum verständlichen Sätzen, unvollständig, weil nur auf die Aussage beschränkt, gebracht wird? Auch „Lautgesetze“ werden (§ 7) zusammengestellt. Und dabei wird ein Verständnis für geschichtliches Werden totgeschlagen mit der Lehre, daß [e] und [ə] von lever, protégéer zuweilen zu [ɛ] werden (§ 23), „sich verwandeln“, wie es sonst hieß. Als ob eines je das andere gewesen wäre! Und obwohl diese „Lautgesetze“ doch nur als ein Mittel zur Erkenntnis der Formenlehre und der Syntax in Frage kommen, bringt die Konjugation ein unentwirrbares Gemisch von historischen, von lautlichen oder nur orthographisch gemeinten Einzelbemerkungen, von den Verfassern wohl selbst nicht auseinandergelhalten, wie zu punis — punissons: „vor s und t der Endung fällt ss aus“ (S. 14 Anm. 1). Arme Kinder! Ein Glück für Sie, daß sie solche Dinge meist nicht mitlesen.

Das Buch von Dubislav-Boek ist typisch für eine Zeit des größten Tiefstandes in unserem sprachlichen Unterricht. Es entstand in der Ära Boerner als Reaktion nach dem großen Aufschwunge der Reform, deren Anforderungen vielen zu schwer schienen, die auch grundsätzlich manche nicht in allen Folgerungen annehmen konnten. Es war die Zeit, wo ungezählte Bände Elementarbücher, vorsorglich in Lektionen geordnet, den Schüler bis in die obersten Klassen begleiteten. Die Reform hatte Sprachgefühl durch Anschauung zu erreichen gesucht; man kehrte nun zur „Regel“ zurück, zu den Ploetzregeln, zu schlimmeren als diesen, denn die Verfasser besaßen nicht die tüchtigen Sprachkenntnisse, die Ploetz nachgerühmt werden müssen. Der Name Dubislav-Boek ist für diese Art Bücher typisch geworden, daher die Überschrift dieses Aufsatzes. Die „Elementar- und Übungsbücher“ konnten allmählich auf das

¹⁾ Für die Mädchenschule, deren „Eigenart“ allein die Wahl Grubers als Mitarbeiters bestimmen konnte, findet sich in der Ausgabe von 1921 (VIII. Auflage), auch von vier Verfassern, der ungläubliche Satz (§ 134): „Der Indikativ ist der Modus der Wirklichkeit, in Verbindungen mit Negationen meist derjenige der Nichtwirklichkeit: *il dit que je n'avais rien à payer!!!*“

richtige Maß zurückgeführt werden, bei dem in den oberen Klassen die wertvolle Lektüre gesichert wurde. Die Grammatik ist aus dem alten Geiste nicht herauszubringen gewesen (trotz strenger und eingehender Kritiken wie die von Lerch, Kuttner u. a.). Selbst nicht instande, sie zu bessern, zogen die alten Verfasser Hilfe auf Hilfe heran — meiner Zählung nach ist jetzt der sechste am Werke — darunter ein so tüchtiger Mann wie der eben verstorbene Röttgers, der das Nötige hätte leisten können, wenn ihm frei gestanden hätte, alles Rückständige über Bord zu werfen. Der Fachmann sieht, was er dazu gegeben hat, und wie ihm das wohl oft gestört worden ist (etwa Satzmelodie).

So ist das Buch unbrauchbar; in den Einzelheiten, in seiner Anordnung, in der ganzen Tendenz das Gegenteil von dem, was die „Richtlinien“ wollen, was neuer Geist will. Dubislav-Boek usw. mögen endlich verschwinden — einem tüchtigen Bearbeiter möge nach genügender Vorbereitung, auch durch reiche eigene Lektüre, ein von Grund aus neues Werk zu schaffen vergönnt sein. Dann wollen wir uns wieder mit dem Buch unterhalten.

Berlin.

Theodor Engwer.

BERICHTE.

JUBILÄUMSTAGUNG DES BAYERISCHEN NEUPHILOLOGENVERBANDES (B. N. V.) PFINGSTEN 1925.

Zur Feier seines 25jährigen Bestehens hielt der Bayerische Neuphilologenverband in der Pfingstwoche 1925 eine Jubiläumstagung (9. Bayerischer Neuphilologentag) in den Räumen der Universität München ab, zu der Teilnehmer nicht nur aus allen Gauen des rechts- und linksrheinischen Bayern, sondern auch aus dem Rheinland, Berlin, von der Wasserkante und aus dem benachbarten Tirol gekommen waren.

Weit war auch der Interessenskreis, in dem die Tagung sich bewegte. Das kam schon durch das Thema des ebenso tieferschürfenden als klaren und stimmungsvollen Vortrages der ersten öffentlichen Sitzung zum Ausdruck: Russisches und abendländisches Denken und Dichten (Studienprofessor J. Steinmayer-München). Der Vortragende ging von der Tatsache aus, daß der reichen Entwicklung des geistigen und literarischen Lebens, die im Abendland schon im Mittelalter einsetzt, in Rußland bis gegen 1700 nur die christliche Idee als Erlebnis und Wurzel des russischen Gedankens gegenübersteht. Erst im 18. Jahrhundert beginnt der Einfluß europäischer Ideen, der aber durch die Bedürfnisse des russischen Staatsgedankens einerseits und durch die Fortbildung der christlichen Idee andererseits in Wirkung und Gegenwirkung vielfach modifiziert wurde, ein Vorgang, der besonders im Streit zwischen Westlern und Slavophilen und im russischen Roman sichtbar wird. Die äußere und innere Entwicklung Rußlands führte zuletzt folgerichtig zum Bolschewismus, in dem sich wiederum extrem abendländische und echt russische Gedankenelemente verschmolzen.

Die Festsitzung (am 2. Juni) brachte außer den programmatischen Ausführungen von Oberstudienrat Dr. Richard Schieder-mair-Würzburg über die neuen Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts (abgedruckt im Juli-August Heft 1925 der „Neueren Sprachen“) einen nicht nur linguistisch belangreichen

Vortrag über die Ladinerfrage von Univ.-Prof. Dr. Ernst Gamillscheg-Innsbruck (nun Berlin):

Die Ladiner, d. i. die romanische Bevölkerung in Graubünden, in den Dolomiten und in Friaul sind die letzten Überreste einer zusammenhängenden romanischen Sprachfamilie, die sich ehemals von den Quellen des Rheins bis an den Tagliamento erstreckte. Aus politischen Gründen haben seit einiger Zeit italienische Forscher Zweifel an der Selbständigkeit dieser Sprachfamilie, in der sie nur einen italienischen Dialekt sehen wollen, und an der Zusammengehörigkeit der Tiroler Ladiner und der Bündner Romanen ausgesprochen. Daß diese letzteren sprachlich nicht zu den Italienern gezählt werden dürfen, wie sie politisch keine Italiener sein wollen, haben Schweizer Forscher unzweideutig dargetan. Auch die These, daß die Dolomiten-Ladiner einer anderen Sprachgruppe zuzuzählen sind als ihre Bündner Verwandten, ist unhaltbar. Vergleicht man nicht die heutige Sprachform, sondern die Sprache, die sich aus Ortsnamen in heute deutschem Gebiet für das Mittelalter erschließen läßt, so zeigt sich Übereinstimmung der beiden Sprachgruppen in allen wesentlichen Erscheinungen. Diese Feststellung hat auch politische Bedeutung. Italiener wollten die Annexion von Deutsch-Süd-Tirol damit rechtfertigen, daß die Viertelmillion Deutscher südlich des Brenners Einwanderer auf altitalienischem Boden darstellen. Abgesehen von allem anderen ist es also gar nicht italienischer, sondern ladinischer Boden, der vor mehr als 1000 Jahren die Bajuwaren aufnahm. Die Ladiner aber haben noch im Oktober 1918 in einer mächtigen Kundgebung erklärt, daß sie sich nicht als Italiener, sondern als Tiroler fühlen.

Über Englische Literatur und bildende Kunst in ihren Wechselbeziehungen sprach unter reicher Verwendung von Lichtbildern Universitätsprofessor Dr. Max Förster-München. Die Wechselbeziehungen zwischen der bildenden Kunst und der Literatur Englands können stofflicher, formal-stilistischer und kulturpsychologischer Art sein. Letztere Art ist die wichtigste: nämlich zu zeigen, wie aus der psychischen Struktur einer Zeitperiode oder eines Volkes die gleichen oder wenigstens analogen Ausdrucksformen in Literatur und bildender Kunst hervorwachsen. Besonders erfolgreich ist die Anwendung dieser Betrachtungsweise auf Übergangsliteratur, wie die Mitte des 18. Jahrhunderts oder die viktorianische Zeit, weil sich hier der Widerstreit und das Nebeneinanderstehen der alten und der neuen psychischen Tendenzen bei Schöpfungen der bildenden Kunst mittels Lichtbildern anschaulich sichtbar machen läßt. So stellen Hogarths moralisierende Bilder eine solche Mischung zwischen aufklärerischen und romantischen Tendenzen dar. Oder die eigentümliche Verbindung von realistischen und romantischen Elementen, wie sie für die viktorianische Periode charakteristisch ist, erscheint ebensowohl in den Romanen von Dickens wie in den symbolisch-religiösen Gemälden von Hunt. Was von der Zeitpsyche gilt, paßt auch auf die Gesamtstruktur der Psyche eines ganzen Volkes. Der für den englischen Volksgeist so charakteristische Zug zum Festhalten am Alten zeigt sich ebenso in der Literaturgeschichte wie in der Baukunst.

Am letzten Verhandlungstag sprach Universitäts-Professor Geheimrat Dr. Schick-München über Bacons Stellung unter dem Großen seiner Zeit. Er wies die in neuerer Zeit über Bacons Bedeutung marktschreierisch oder sonst verkündeten grotesken Übertreibungen zurück und legte besonders dar, wie klein Bacon

etwa seinen drei großen Zeitgenossen Kepler, Galilei und Shakespeare gegenüber sich erweist.

Unter den Vorträgen der Schulpraktiker fanden die Ausführungen von Oberstudiendirektor Dr. Bock-Augsburg über Grammatik und Lektüre auf den verschiedenen Klassenstufen wegen der Unmittelbarkeit und Wärme, mit der hier über in jahrelanger Arbeit Erprobtes mit maßvollem und immer treffendem Urteil „geplaudert“ wurde, besonderen Beifall. Dr. Bock führte aus: Den beiden Zielen des neusprachlichen Unterrichts, der Bildung und der Fertigkeit, müsse Rechnung getragen werden; für die Fertigkeit könne man in der Schule nur den Grundstein legen; für die Bildung gibt die Grundlage ab einmal die sprachlich-formale Schulung, dann aber auch die Unterweisung nach der philosophischen, literarischen, ästhetischen, ethischen, sowie nach der staatsbürgerlichen und wirtschaftlichen Seite hin. Solche Erörterungen können aber nicht durch rein sprachliche Übungen verwässert werden, und andererseits muß die rein sprachliche Schulung eine gründliche sein, sonst bleibt es beim Tasten. Daher erweist sich überall die Trennung der Lektürestunden von den Grammatik- oder besser gesagt Übungsstunden als notwendig. Eine solche Übungsstunde kann ja überhaupt alle Betätigungen, die der sprachliche Betrieb mit sich bringt, in sich vereinigen.

Dem sich anschließenden Bericht von Studienprofessor Dr. Riedner-Nürnberg über das Reformrealgymnasium, das in Bayern, bisher nur in einem Exemplar vorhanden, noch um seinen Platz an der Sonne kämpfen muß, lagen folgende Hauptleitsätze zugrunde: Das Reformrealgymnasium erfüllt die Aufgabe, Schülern, die sich in erster Linie die sog. realistische Bildung aneignen sollen, auf kürzerem Wege ausreichende Kenntnisse in der lateinischen Sprache und damit auch der antiken Kultur zu vermitteln. Es ist keine leichte Schule und macht eine starke Auslese unter den Schülern notwendig, wenn das gleiche Ziel wie am Realgymnasium erreicht werden soll. Die Anstalt erhält durch den in der vierten Klasse einsetzenden Lateinunterricht ihr charakteristisches Gepräge.

Oberstudienrat Dr. Kroder-Augsburg, der am 3. Sitzungstag über den englischen Anfangsunterricht sprach, verdichtete seine Ausführung zu folgenden Leitsätzen:

1. An der Forderung, im englischen Anfangsunterrichte Laut und Schrift nebeneinander zu lehren, ist festzuhalten; mehrmonatliche Sprech-Vorkurse ohne Buch oder nach Lautschrifttexten sind abzulehnen.

2. Theoretisierende Einführungen in den Lautstand der fremden Sprache, die dem zehnjährigen Anfänger die gesamte Aussprache in 8—14 Tagen vermitteln wollen, sind als verwirrungstiftend abzulehnen.

3. Ohne gewisse Normen der englischen Schreibung kennen zu lernen und eingehend zu üben, wird der Schüler die wünschenswerte (verhältnismäßige) Selbständigkeit nie erreichen.

4. Die Einführung einer wissenschaftlichen Lautschrift neben der Erlernung der schwierigen Rechtschreibung bedeutet für den jugendlichen Anfänger eine unnütze Belastung.

5. Die Möglichkeit praktischer Ausprobung verschiedener Methoden nebeneinander sollte geschaffen werden.

Nach längerer Erörterung sprach sich die Versammlung dahin aus, daß in der Verwendung der Lautschrift Freiheit herrschen, daß aber die Höchstzahl von 30 Schülern nicht überschritten werden solle.

Eine längere Aussprache entspann sich nach der Bekanntgabe der Leitsätze von Studienprofessor Dr. Molenaar-Neustadt a. H., der persönlich am Erscheinen verhindert war. Nach Dr. Molenaar muß das Gymnasium, wenn es wirklich humanistisch, d. h. höchstes Menschentum anstrebende Bildung vermitteln will, den neueren Sprachen in Stundenzahl und Wertung eine bessere Stellung einräumen. Dem Wahlsprachenunterricht sollen sog. gute Stunden zugewiesen, die Leistungen in den Wahlsprachen benotet werden. Eine Mehrheit war jedoch für Annahme dieser Leitsätze nicht zu gewinnen, da man das Kultusministerium nicht noch selbst zu schablonisierenden Verordnungen anreizen wollte.

Über die wahlfreien Fremdsprachen verbreitete sich in wohldurchdachten Ausführungen das Referat von Studienrat Niedermeier-München. Russisch, nach Schrift, Aussprache, Betonung, Formenlehre und dem ganzen Sprachgeist östlich-fremd, dürfte unseren Schülern am schwersten fallen; die praktische Verwertbarkeit des Spanischen, der seit dem Krieg aus Gefühlsgründen so beliebten Sprache, tritt wohl seltener ein, als erhofft wird; kulturell wichtiger und auch „praktischer“ für uns ist das Italienische; der Kulturkreis Italiens in bildender Kunst, Musik, Literatur, Kirche und Politik ist nicht zu umfassen. Die Zstücksetzung des Französischen am humanistischen Gymnasium ist bedauerlich, weil an ihm die Schüler das Gesetz der biologischen Entwicklung auch im Sprachbetrieb sehen können. Die Vormachtstellung Frankreichs in Europa und im Orient sollte in ihren Ursachen aufgezeigt werden.

Die Tagung klang aus mit einer durchaus „unsentimentalen“ Reiseschilderung Professor Gamillschegs, der eben aus Spanien zurückgekehrt war und Kultur, Art und Bedeutung dieses bei uns z. Z. so „modernen“ Landes in von der gewöhnlichen Auffassung wesentlich abweichendem Licht sieht.

Um die wissenschaftlichen und geschäftlichen Sitzungen spannte sich ein abwechslungsreicher Rahmen gesellschaftlicher Veranstaltungen (Begrüßungsabend im Hofbräuhaus, gemeinsames Mittagessen im Wittelsbacher Garten, Festvorstellung im Residenztheater). Der Assistent des englischen Seminars der Universität München, Herr Dr. Spindler, hatte eine von zahlreichen Verlegern reich besicherte Buch- und Lehrmittelausstellung in den Räumen dieses Seminars durchgeführt.

Die Jubiläumstagung des Bayerischen Neophilologenverbandes, dessen Mitgliederzahl sich in den letzten Jahren mehr als verdoppelte, zeigte wieder in glänzender Weise die altüberlieferte, dem Wirken des Verbandes zu dankende Eintracht zwischen Universität und Schule; die Vorstandschaft, an ihrer Spitze der seit 1906 die Geschäfte leitende verdiente erste Vorsitzende, Oberstudienrat Dr. N. Martin-München, wurde durch Zuruf wiedergewählt. Die nächste Tagung soll in zwei Jahren in Würzburg stattfinden.

München.

Josef Endres.

BERICHT ÜBER DEN ERSTEN FERIENKURS DER FACULDADE DE LETRAS DER UNIVERSITÄT COIMBRA, PORTUGAL.

20. Juli bis 29. August 1925.

Am 29. August wurde der 1. Ferienkurs in Coimbra mit der Verteilung der Diplome an die Teilnehmer, die sich der Schlußprüfung unterzogen hatten, feierlich geschlossen. Wie der Direktor

der Fakultät, Prof. Mendes dos Remedios, in seiner Ansprache hervorhob, bedeutet die Abhaltung eines Ferienkurses für Ausländer an der ehrwürdigen portugiesischen Hochschule so etwas wie eine Wendung in ihrer Geschichte, gewissermaßen eine Wendung nach außen. Sie soll beweisen, daß Coimbra im großen Strome geistiger Arbeit mit den anderen Hochschulen Schritt hält, daß auch hier für den, der sie erfahren will, vielfältige Anregungen aus ernster wissenschaftlicher Arbeit geschöpft werden können.

So entschloß man sich zu dem Wagnis, einen sechswöchigen Ferienkurs zum Studium des Portugiesischen zu organisieren. Die besten Köpfe der Fakultät sagten ihre Mitwirkung zu; im Auslande wurde eifrig, besonders von Prof. Providência da Costa in Deutschland und von Prof. J. de Siqueira Coutinho in Nord-Amerika dafür geworben, so daß nach einer gewaltigen Vorarbeit am 20. Juli d. J. der Kurs eröffnet werden konnte. Es hatten sich von den etwa 90 Angemeldeten zwar nur ungefähr 70 eingefunden, doch konnte dafür auch für sie, wie für den ganzen Kurs das bewährte Wort: *Non multa, sed multum* gelten. Gerade dadurch, daß die Zahl der Teilnehmer verhältnismäßig gering war, ergab sich die Möglichkeit allen gleich gerecht zu werden, auf jeden in höherem Maße einzugehen, als es etwa bei breitangelegten Ferienkursen mit hoher Teilnehmerzahl der Fall sein kann. Die einzelnen Völker waren unter der Gesamtzahl wie folgt vertreten:

	Hörer	-innen	zus.
Portugal u. Kolonien	21	19	40
Deutschland	12	5	17
Ver. Staaten v. Amerika	5	2	7
Großbritannien	2	2	4
Schweiz	1	1	2
Brasilien	—	1	1
	41	30	71

Bei den Abschlußprüfungen erhielten von Ausländern das Diploma do grau superior: 1 Deutscher, mit Auszeichnung, Herr cand. phil. Karl Supprian aus Hamburg, ferner ein Amerikaner und ein Schweizer. Alle drei haben schon einen längeren Aufenthalt in Portugal bzw. in den portugiesischen Kolonien hinter sich, so daß sie den erhöhten Anforderungen des Diploma superior gerecht werden konnten. Ferner wurden 4 Diplome «do grau elementar» und 3 «de assiduidade» verteilt. Es kann dem Ferienkurs diese verhältnismäßig geringe Zahl nur zur Empfehlung dienen. Sie zeigt mit der besonnenen Auszeichnung nur wirklich gut fundierter Kenntnisse das dauernde Bestreben der Kursleitung, das ganze Unternehmen auf eine beachtliche Höhe zu erheben und auch in Zukunft auf dieser zu erhalten. In der Tat dürften die Teilnehmer mit dem Dargebotenen zufrieden sein. Es gab durchschnittlich 4, für die Interessenten am Spanischen 5 Stunden täglich, dergestalt, daß in den Morgenstunden, am frühen Nachmittag und in einer Abendstunde gearbeitet wurde. Folgende Gegenstände wurden behandelt: Portugiesische Sprache (in 2 Abteilungen, für Anfänger und für Fortgeschrittene), port. Literatur, Geschichte und Geographie. Hierzu kamen besondere Vorträge über ausgewählte Kapitel der Literatur, über kunstgeschichtliche Denkmäler und selbst über fernerstehende Gebiete, die von einzelnen Spezialgelehrten für die Hörer des Kursus veranstaltet wurden. Die Sonnabende waren immer „schulfrei“ und wurden zu Ausflügen in die herrliche Umgebung Coimbras und zur Besichtigung berühmter

Sehenswürdigkeiten unter der Leitung bewährter Fachmänner benutzt.

Durch die Eingliederung der „Spanischen Woche“, während der eine Anzahl deutscher Neusprachler sich in Coimbra aufhielten, war Gelegenheit geboten, Vorträge über Spanien und Lateinamerika, über spanische Kunst und spanische Sprache zu hören. Es sei dankbar anerkannt, daß besonders deutsche Gelehrte, wie Prof. Schädel, Frl. Dr. Riechert u. a. sich tatkräftig an den Darbietungen beteiligt haben. So bleibt die spanische Woche für alle Teilnehmer gewiß eine schöne und wertvolle Erinnerung. Für alle anwesenden Deutschen wird sie noch dadurch besonders gekennzeichnet sein, als mit ihr am 5. August die feierliche Eröffnung des Deutschen Instituts an der Universität Coimbra verbunden wurde. Die reiche Ausstattung dieses Instituts mit Büchern, Zeitschriften, Zeitungen, Bildern und Karten ist der Freigebigkeit deutscher und österreichischer Verleger zu danken und legt damit ein Zeugnis für das deutsche Buchwesen und — sagen wir es laut — für die „deutsche Kultur“ ab, wie es kein beredteres und kein begründeteres geben kann. Die Übergabe des Deutschen Instituts geschah mit dem reichen Gepränge hiesiger Universitätsfeierlichkeiten in der prachtvollen Sala dos Capelos. Nach der Begrüßung der Anwesenden durch den Rektor ergriff der Dekan der Faculdade de Letras, Prof. Mendes dos Remédios, das Wort zu einer Ansprache über die Vorgeschichte des Deutschen Instituts und schilderte vor allem, wie erfolgreich sich die Anknüpfung geistiger und freundschaftlicher Beziehungen von Vertretern der Universität Coimbra zu Deutschen Hochschulen gestaltet habe. Hierauf übergab Prof. Dr. Schädel im Ornat des Dekans der Philosophischen Fakultät der Universität Hamburg, dessen unermüdlicher Tatkraft die Verwirklichung des Unternehmens hauptsächlich zu danken ist, das Institut seiner Bestimmung und überreichte außerdem Prof. Mendes dos Remédios und für die infolge Krankheit leider abwesende Frau Prof. Carolina Michaelis de Vasconcellos die goldene Medaille des Ibero-amerikanischen Instituts an der Universität Hamburg. Ferner sprachen als Vertreter des Deutschen Reiches für den abwesenden Herrn Gesandten Legationsrat Dr. Schlimpert aus Lissabon und für die anwesenden deutschen Philologen ihr verdienstvoller Führer, Studiendirektor Prof. Dr. Greif-Berlin. Nach der Besichtigung der Räume des Instituts, die zu einem Teile in übersichtlicher Anordnung die gesammelte Bücherspende, zum anderen Teile eine interessante Ausstellung von Erzeugnissen portugiesischen Kunstgewerbes, insbesondere Faiencen, Kunstschmiedereien und Kleinskulpturen enthielten, übernahm der Direktor des Instituts, Prof. Providência da Costa, dieses in seine Obhut.

So bildete die spanische Woche eine Art Höhepunkt des ganzen Ferienkurses. Sie gab den deutschen Reisenden mit einer Fülle von Anregungen gewiß auch die Erinnerung an die Herzlichkeit auf den Weg, mit der sie in Coimbra und auch in anderen Städten Portugals, besonders in Viana do Castelo, von allen Kreisen der Bevölkerung aufgenommen worden sind. In solcher Anknüpfung persönlicher und geistiger Beziehungen liegt ja ein unendlicher Wert.

Technisch gesehen aber — und mit dieser einzigen Bemerkung möchte ich mich ganz in den Dienst des Ferienkurses selbst stellen — würde ich es für nützlicher halten, wenn der Kurs sich allein mit Portugal beschäftigte und zukünftig die Belehrung in der spanischen Sprache durch eine Einführung in die heutigen Verhältnisse des

Landes: Verwaltung, Schulwesen, Volkskunde usw., kurz „Realien“ ersetzt und damit die äußerst wertvollen Vorträge über Geschichte und Geographie des Landes und seiner Kolonien ergänzte. Wer bei dem Besuch Coimbras auch die Gelegenheit suchte, seine spanischen Kenntnisse zu vervollkommen, für den könnten erforderlichenfalls immer noch spanische Kurse eingerichtet werden.

Ich kann diesen Bericht aber nicht abschließen, ohne mit einem besonderen Worte der Herren zu gedenken, die sich in so aufopfernder Weise den Teilnehmern nicht nur in den Stunden der Belehrung, sondern auch, ich möchte sagen zu jeder Stunde des Tages zur Verfügung gestellt haben. Keiner von uns wird die Namen Mendes dos Remédios, Oliveire Guimarães, Gonçalves Cerejeira, die Namen Providência da Costa, Siqueira Coutinho, Amorim Girão, Correa Monteiro und ihre so sympathischen, die Herzen erobernden Träger vergessen. Jeder von uns wird ein Stück des tiefblauen ungetrübten Himmels von Portugal und damit gewissermaßen ein dauerndes Symbol der Treue, die wir dem Lande und seinen Bewohnern dankbar bewahren wollen, in seinem Herzen davontragen.

Möchte der erste Ferienkurs in Coimbra — dies ist mein aufrichtiger Wunsch — sich noch viele, viele Male erneuern und möchte daraus in deutschen Hochschulen eine Neubelebung der portugiesischen Philologie entstehen, die ja sowohl nach der sprachlichen wie nach der literarischen Seite hin eine Fülle der interessantesten Probleme zur Bearbeitung bietet.

Leipzig.

Heinrich Wengler.

BESPRECHUNGEN.

Auslandstudien. 1. Band, *Die romanischen Völker.* Gräfe und Unzer Verlag. Königsberg i. Pr. 1925.

Der Sammelband enthält die Mehrzahl der Vorträge, die im W. S. 1924/25 in Königsberg von einem Ausschuß zur Förderung des Auslandsstudiums über die romanischen Völker veranstaltet worden sind. Nach einführenden Worten von F. K. Mann würdigt E. Caspar, indem er die Absichten und Taten von Gregor d. Großen und Gregor VII. bespricht, die Bedeutung der römischen Kirche als kirchliche Organisation der germanisch-romanischen Kulturwelt des abendländischen Mittelalters. H. Teschemacher bespricht die wirtschaftliche Bedeutung Südamerikas, das als romanisches Land kein Siedlungsland für größere Massen des deutschen Volkes sein könne. A. Pillet behandelt Geist und Charakter der Franzosen in verständigen Ausführungen, wobei er gelegentlich auch unerhebliche Eigenheiten und Gewohnheiten ohne Notwendigkeit anführt. Mit Recht verwahrt er sich gegen eine Beschränkung des französischen Unterrichts, etwa zugunsten des Spanischen. F. Güterbock gibt ein deutliches, besonders auch die verdienstlichen Eigenschaften und Absichten Mussolinis hervorhebendes Bild dieses Mannes und der von ihm erweckten und geführten Bewegung. Wenn er von dem aus durchsichtigen Gründen vielfach deutschfreundlichen Charakter seiner Politik spricht, so versäumt er doch nicht sogleich hinzuzufügen, daß einer deutsch-italienischen Wiederannäherung das Südtiroler Problem als ernstes Hemmnis gegenübersteht. Diese überstürzte, gewaltsame Italianisierung des kleinen Landes mit seiner verhältnismäßig geringen Zahl von Bewohnern kennzeichnet

die Brutalität des hypernationalistischen Faschismus und führt vor den Augen der Welt ein Italiens unwürdiges Schauspiel auf, das die große Mehrzahl der verständigen Italiener aller Volksschichten sicher nicht billigen würde, wenn sie es sich vorstellen könnte, und wenn sie die Möglichkeit hätte ihre Meinung öffentlich und frei zu äußern. O. Kraus wägt den Einfluß Philipps II. auf Spanien in gutem und in schlimmem Sinne ab und J. M. Müller-Blattau beschließt den Band mit seinem Vortrag über die Sendung Italiens, Spaniens, Frankreichs in der Geschichte der Musik.

Die kritisch gehaltenen und vom Geist strenger, wissenschaftlicher Objektivität erfüllten Vorträge dürfen als erfreulicher Beweis dafür gewertet werden, daß man im äußersten Osten Deutschlands ernstlich bemüht ist, Wesen und Bedeutung des räumlich und geistig etwas entlegenen Romanentums einem gebildeten Publikum nahe zu bringen.

WALTHER VOGEL, *Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen*. Dritte, bis auf die Gegenwart ergänzte Auflage. Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig 1925. 440 S. Preis geb. 14 M.

Wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, versucht der Verf. in dem 1921 zuerst erschienenen Buche, die heutige Gestaltung Europas nicht nur als Ergebnis der in der jüngsten Vergangenheit erfolgten Umwälzungen darzustellen, sondern er will gerade die tiefer und weiter zurückliegenden, also weniger sichtbaren Wurzeln der heutigen Lage aufspüren, darunter besonders diejenigen, die in geographischen und nationalen, das heißt also dauernden oder doch weniger rasch sich wandelnden Verhältnissen ihren Ursprung haben (S. 4). Er will im Sinne Kjellens eine geopolitische und demopolitische Studie schreiben. Das Buch ist auf Grund eingehender und genauer Sachkenntnis, mit der Sachlichkeit des trotz des eigenen festen Standpunktes unparteiisch urteilenden, überlegenen Beobachters und mit großer Klarheit der Darstellung geschrieben, so daß es als ein sehr nützlicher Wegweiser in der Wirnis der europäischen Nöte, Gegnerschaften, Beziehungen und Leidenschaften gerühmt werden darf. Daher kann es auch dem Lehrer im fremdsprachlichen Unterricht wertvolle Dienste leisten.

Das Bild des heutigen Europa, wie es der Verfasser auf Grund der tatsächlichen Verhältnisse zeichnen muß, ist denkbar traurig. Die verschiedenen Staatengebilde „wühlen gegeneinander, weil sie sämtlich in kurzzeitiger Leidenschaft nur ihren individuellen vermeintlichen Nutzen verfolgen“ (S. 182). Einen Ausweg aus der hauptsächlich durch den Wettkampf der imperialistischen Nationalstaaten geschaffenen Not sieht Verf. mit Recht in der Aufrichtung eines im Solidaritätsgefühl geeinten Europa. Er sieht als Möglichkeit der Rettung „ein religiöses, wohl nationalgegliedertes, aber zugleich föderalistisches, vorwiegend bäuerlich-agrarisches, genossenschaftlich-industrielles Europa, mit weniger Zivilisation als im 19. Jahrhundert, aber vielleicht — allmählich wieder — mit tieferer innerer Gesittung“ (S. 423).

Wenn der Verf. dieses neue Europa wirklich ersehnt und erstrebt, dann müßte er wohl die Auffassung vom Staat, die er durch das ganze Buch hindurch vertritt, eigentlich bekämpfen. Jene Auffassung, die den Staat als triebhaftes, nach Willensinstinkten handelndes Naturwesen betrachtet, als Machtstaat, der in allen wichtigen Lebensfragen nur seinen Machttrieben folgt, deren Beseitigung zu fordern töricht wäre (S. 5).

Es scheint, als habe der Verf. in seinem vortrefflichen Buche nicht ganz den Ausgleich gefunden zwischen verschiedenen in ihm, wie wohl in uns allen, sofern wir nach Wahrheit verlangen, widerstrebenden Stimmungen, Überzeugungen, Zweifeln und Wünschen. Muß man nicht die Definition des Staates als Machtstaat aufgeben, wenn man die Nationen zu dauernder Solidarität bringen will? Muß man nicht die Bändigung des Machttriebs durch höhere Kräfte und Ziele fordern? Muß nicht der gewiß verständliche und auch wohl nützliche Machtwille durch eine ihm ethisch überlegene Idee kontrolliert werden?

Solche Forderungen bedeuten nicht Aufgabe der Nation und des nationalen Willens zu Eigenkultur und Eigenbedeutung. Im solidarischen Europa wäre nur kein Frankreich mehr möglich, das den Rhein als Grenze haben wollte und müßte, und kein Deutschland, das es nötig hätte, die Linie Verdun-Toul-Epinal-Belfort zu beanspruchen (vgl. S. 228/9). „Militärisch ist die Sehnsucht der Franzosen nach der Rheingrenze begreiflich,“ schreibt der Verf. (S. 228). Aber da es ihm nicht verborgen ist, daß die Ansichten über die strategischen Grenzen auseinandergehen, so werden die über die notwendigen Grenzen uneinigen Machtstaaten eben so lange menschentötende und länderverwüstende Kriege führen, bis sie erkannt haben, daß innere Bande wichtiger sind als äußere Grenzen, daß militärische Sehnsucht wohl Augenblickserfüllung, aber nie dauernde Befriedigung bringen kann. Die Definition des Staates als triebhaftes, im Willensinstinkt nach Macht strebendes Naturwesen erschöpft nicht das Wesen des Staates und hindert die auch vom Verf. des vorliegenden Buches gewünschte möglichste Beschränkung des Kampfes der Nationalitäten auf das geeignete Gebiet.

Gespräche mit Goethe, von JOHANN PETER ECKERMANN. Neue Ausgabe, herausgegeben von H. H. HOUBEN, Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig 1925. 864 S. Preis 13 M. (Ganzleinen), 22 M. (Halbleder).

Der Text dieser neu durchgesehenen 21. Originalausgabe ist nach dem ersten Druck, dem Originalmanuskript des 3. Teiles und Eckermanns handschriftlichem Nachlaß veranstaltet und weicht daher von dem aller übrigen Ausgaben in vielen, allerdings nicht immer sehr wichtigen Punkten ab. Die neue Ausgabe dieses heute so viel gelesenen, zur Zeit seines Erscheinens verhältnismäßig kühl aufgenommenen Buches der Goetheliteratur ist wertvoll nicht nur wegen des gesäuberten Textes, sondern besonders auch wegen des sehr ausführlichen Nachwortes, in dem der Herausgeber aus seiner gründlichen Kenntnis aller Eckermann-Dinge über Plan, Werden, Veröffentlichung, Aufnahme der Gespräche, besonders auch über ihre in letzter Zeit von Castle und Petersen angefochtene Zuverlässigkeit sich verbreitet¹⁾. Auf Grund der aufgefundenen handschriftlichen Unterlagen kann er manche der vorgebrachten Bedenken zerstreuen und ohne die Berechtigung der Kritik an sich und gewisse Irrtümer zu leugnen, doch die durchgehende Gewissenhaftigkeit Eckermanns erweisen. In vollem Maße zustimmen kann man seiner Charakterisierung der Gespräche als zwischen Dichtung und Wahrheit schillernde, mit Absicht auf die Wirkung gearbeitete Gesprächskunstwerke, die in ihrer Gesamtheit ein künstlerisch aufgefaßtes Goetheporträt vorstellen. Die

¹⁾ Vgl. auch des Verfassers Buch, *J. P. Eckermann, Sein Leben für Goethe*, Leipzig 1925, angezeigt in dieser Zeitschrift, Bd. 39, S. 144f.

Illustrationen, von denen gewiß einige entbehrlich wären, kommen dem heute so großen Verlangen nach bildlicher Anschauung geschickt entgegen.

Gespräche mit Heine. Gesammelt und herausgegeben von H. H. HOTTEN. Literarische Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. M. 1926. 1071 S. Preis geb. 15 M.

Dieses Buch ist das Ergebnis langjähriger Sammelarbeit, betätigt an der fast unübersehbaren Fülle gedruckten und handschriftlichen Materials, mit dem Erfolg, daß 825, z. T. bisher unbekannte, z. T. in entlegenen und schwer zugänglichen Veröffentlichungen enthaltene Gespräche und Äußerungen Heines zusammengetragen werden konnten. Der Herausgeber hat Vollständigkeit erstrebt, aus dem Verlangen nach vollster Objektivität einem Menschen und Dichter gegenüber, der, wie Heine, sich noch immer den Widerstreit der Meinungen gefallen lassen muß. Allgemein zugängliche Texte, wie Heines eigene umfangreiche Aufzeichnungen von seinen Gesprächen mit Börne, sind nicht aufgenommen. Die Gespräche sind zweckmäßig chronologisch geordnet. Gelegentlich ist eine Datierung ungewiß, wie wohl auch hin und wieder die Person dessen, mit dem Heine ein Gespräch hatte, nicht ganz feststeht. Man darf dem Herausgeber Dank wissen, daß er sich die große Mühe des Aufsuchens und Zusammenstellens der hier mitgeteilten mündlichen Äußerungen des Dichters nicht hat verdrießen lassen. Sie gewähren in ihrer fast über das ganze Leben sich erstreckenden Zahl einen guten Einblick in die so unruhige Beweglichkeit des Menschen Heine, in die angeregte Spannung seines Geistes, die in ihrer Berührung mit den Menschen und Dingen nicht anders konnte als sich in zischenden Funken zu entladen.

Wien.

Walther Kückler.

E. EWERTH: *C. F. Meyer, Dichtung und Persönlichkeit.* Sibyllenverlag, Dresden 1924.

E. Ewerth erstrebt das Verständnis der *konkreten Formen* innerhalb der Dichtung C. F. Meyers. Ein Wille zur Sachlichkeit, der heute in Dingen der Kunst immer lauter wird. Taine ist überwunden. Biographisches soll nur sprechen, soweit es das Werk selbst verlangt. Möglichst kein Sichverlieren an Subtilitäten, sondern los auf die Gesamterscheinung. Das sind Richtlinien, die an sich zu Dank verpflichten.

Der Verfasser dieses sehr vornehm ausgestatteten Buches hat auch sich selbst etwas exklusiv verschanzi. Mehr Darsteller denn kühler Interpret, sucht er von allem Anfang an außerhalb des Umkreises sachlich einfacher Gestaltung zu stehn. Das bedeutet für ihn das Vorrecht eines mehr bewundernden Sprachgebrauches und einer Stoffaufteilung nach subjektiven Gesichtspunkten. Die Kühle der großen Kunst — die Magie des Unbegreiflichen — das Geheimnis der Mischung sind Kapitelüberschriften, die sonst zu aufgeschminkt wären.

Nichtsdestoweniger sind manche Partien stark wissenschaftlich unterlegt mit Namen von aktuellster Bedeutung. Leider ist Wien dabei nicht so recht zu Wort gekommen. Und doch ging es gerade in W. Brechts „C. F. Meyer und das Kunstwerk seiner Gedichtsammlung“ um die konkretesten Erkenntnisse. Was Ewerth von sprachpsychologischer Seite her anfaßt, enthält das 2. Kapitel: Die anti-thetische Natur, die klassische Harmoniebedürftigkeit, das nord-südliche Problem, die Objektivierungskraft, den Sachstil, den Histo-

riker u. Ethiker von langsamer Entwicklung. Und das Schlußkapitel stützt die Thesen mit dem allerkonkretesten Material: Mit der Architektur der Buchanordnung. Dieses Ergebnis auf Grund eines einzigen Gedichtbandes ist philologische Stoßkraft.

Damit ist natürlich nichts gegen das vorliegende Buch gesagt. Nur ein wenig von dem, was gesagt werden muß, wenn von C. F. Meyer und konkreten Formen die Rede ist.

E. Ewerths Folgerungen entwickeln sich längs der Gesamtlinie der Dichtungen. Sie decken Fragen und Antworten auf allen Seiten auf. Sie stellen Meyer in ein unendlich verzweigtes Netz von künstlerischen Beziehungen. In Beziehungen zu Nietzsche, Sophokles, Spielhagen, Wassermann, Shaw, Flaubert, Th. Mann. Fast zu viel der Affinitäten und Gegensätze, soll das Ergebnis nicht auch die Stellung des Dichters zu Vor- und Nachzeit vertiefen. Kulturzugehörigkeit größeren Stils wird daraus nicht klar. Klassische Zugehörigkeit ist angedeutet. Ihr Gegenpol nur unzureichend nach der sentimentalischen Seite hin gezeichnet. Dadurch wird keine Linie zwingend. Die Diktion an sich wirkt, wenn sie auch zugleich das Konkrete des Buches schmälert. Sie verschleiert auch Altes und Neues der Endergebnisse.

E. Ewerths Buch wirbt um C. F. Meyer. Und dieses Werbende ist die Kraft, der es an Auswirkungen nicht fehlen wird.

Wien.

Marianne Thalmann.

ARTURO FARINELLI, *Byron e il Byronismo. Sei Discorsi, Bologna* Nicola Zanichelli, 1924. XI + 206 S.

Arbeitskraft und Vielseitigkeit der Begabung, sowie ein weit-sichtiges Auge mit dem Geschick der jeweiligen Einstellung haben Farinelli seit lange zu einem internationalen Literaturhistoriker gemacht. Im Gedächtnisjahr von Byrons hundertstem Todestag hat er seiner Galerie führender Geister der Weltliteratur nun auch das Bildnis dieses Dichters eingefügt — ein im allgemeinen Umriß skizzenhaft hingeworfenes Bild, das sich auf charakteristische Züge beschränken und nirgends ins Detail eingehen will. Eine doppelte Absicht tritt aus dem schlanken Büchlein entgegen. Erstens — wie es bei der starken Subjektivität Farinellis nicht wunder nimmt — eine rein persönliche: er will die Byronbegeisterung der eigenen Jugend der kühl abwägenden Kritik seines reifen Mannesurteils unterwerfen. Zweitens: er wünscht, die Quintessenz der dichterischen Persönlichkeit Byrons zu ziehen. Und zwar nicht sowohl als Fachgelehrter von theoretischen Standpunkten aus, unter Darlegung von Ergebnissen eigener Forschung und eigener Problemstellung, sondern als geistreicher Conferencier, der, über seinem Stoff stehend, ihn künstlerisch gestaltet. Er setzt bei seiner Hörerschaft Sachkenntnis voraus — Kenntnis des Lebenslaufes, auf dessen Vorfälle er anspielt, ohne sie zu erzählen, und Kenntnis der Werke, aus denen er schöpft, ohne sie zu erörtern. Seine Vorträge sind unendlich mehr Ergüsse eines phantasievollen Geistes als wissenschaftliche Abhandlungen, sie wollen interessant sein, nicht lehrhaft. Die edelste Form einer auf der Höhe der Gegenwart stehenden literarischen Forschung ist nicht Aneinanderfädung biographischen Materials, nicht Analyse von Werken, sie ist sozusagen die Sublimierung des Tatsachenbestandes zu einer höheren Potenz, die den Wesenskern der behandelten Persönlichkeit, eine Art platonischen Urbildes darstellt — eine Abstraktion des Konkreten, die zugleich wirklicher ist als die Wirklichkeit, eine Arbeitsmethode, so erstrebenswert als gefährlich. Denn sie steht auf der Schneide

zwischen der Kraft, die das Bleibende vom Vergänglichlichen und Zufälligen erlöst, und dem leeren blauen Dunst. Farinelli zählt Byron nicht zu den ganz Großen, den ewig Lebenden (*X: ai lidi del eterno non e giunta l'arte di Lord Byron*). Aber er erkennt ihm jenes höchste Ausmaß von Persönlichkeit zu, das ihm die einmalige Prägung gibt und ein Merkmal des Genius ist. Diese Persönlichkeit, die „alles in ihm war“ (S. 157), „sein tyrannisches Ich“ (S. 16) zieht auch den Kritiker in ihren Bann. Als Hingerissener steht Farinelli noch vor ihr, wo er als Richter über ihr, gegen sie Stellung nehmen will. Seine eigene feinnervige, hochgestimmte Natur enthält gewissermaßen den Zündstoff, der emporloht unter dem poetischen Funken. Und vielleicht ist grade bei einem Dichter wie Byron das Anklingen einer verwandten Saite wichtiger und ausschlaggebender für verständnisvolles Erfassen als abschließende Materialsammlung, erschöpfende Durcharbeitung von Tagebüchern, Briefsammlungen und Ausgaben letzter Hand. Auch besitzt Farinelli den Schwung und die edle Form der Ausdrucksweise, die dem Festgewand des Priesters gleicht, in dem er vor die Gottheit tritt. Und er ist immer da am besten, wo er seines Gottes voll ist. Wo Byrons Teilnahme am Schicksal Italiens den Patrioten in Farinelli weckt, findet er Worte liebender Begeisterung für sein schönes Land. Und wo er den Dichter ganz mit dem Gefühl erfaßt, findet er intuitiv Wahrheiten, die durch Beweise zu erhärten sind; z. B. den Byron von frühester Kindheit an als die große Sehnsucht seines Lebens beherrschenden Tatendurst. In seinen Helden, die nicht das Abbild, sondern das Wunsch- oder Schreckbild des eigenen Ich sind, äußert sich dieses Mannesideal als ritterliches oder räuberisches Kämpentum. Kriegerische Arbeit gilt ihm allein als Leistung: das Schwert führen, nicht die Feder, die, selbst wo er sie als Szepter handhabt, lebenslang doch nur ein Machtersatz bleibt. Byron ist eine Hamletnatur — auch darin, daß er von Auslegern so häufig mißverstanden worden ist: beide sind erfüllt von dem heißen Drang zu handeln, ohne die Energie, schwierigen Umständen zum Trotz sich handelnd durchzusetzen. Sie lassen sich vom Leben treiben unter Kraftvergeudung und Selbstvorwürfen. Und dann die Schlußtragik, daß die endlich anbrechende Stunde des Handelns auch die Stunde des Todes ist.

Das spezifisch Byronsche aber ist, daß dieses Ideal des praktisch Tätigen, des mit der Konzentration des entschlossenen Willens auf ein Ziel Losgehenden vor einer Dichterseele steht, die bei stärkster Egozentrität zugleich die Universalität des Alls in sich aufnimmt, die die Gesamtheit des Daseins in allen seinen Erscheinungsformen und alle Tiefen und Untiefen des Empfindens genießt und erleidet. Als ausgeprägter Typus ist Byron ein Übersättigter des Lebens, kein nach höchsten Einsichten Ringender. Er beugt sich vor der Sphinx, ohne selbstzermarterndes Ringen, ihr Rätsel zu lösen, weil er den bloßen Versuch für Aberwitz hält. Sein Abfinden mit den Grundfragen der Philosophie, ja der Wissenschaft überhaupt, seine häufig spöttische Haltung gegen ihre Jünger entspringt nicht der Geringschätzung der Erkenntnis, sondern der Überzeugung von der Unzulänglichkeit menschlichen Könnens, wie er in Glaubenssachen nicht oder doch unendlich weniger die Religion als ihre Diener bekämpft. Mit diesem Ausweichen vor dem Unerforschlichen und Unabänderlichen rettet sich Byron vor der Verzweiflung seines Manfred. Die nicht selten aufgestellte Parallele zwischen Manfred und Faust ergibt in Wahrheit einen Gegensatz: in Faust verzehrende Sehnsucht nach Wissen; in Manfred Sehnsuchtsqual des Vergessens; dort der Drang, alle Lebens-

erkenntnis auszuschöpfen, hier der alles übertönende Wunsch, vom Leben auszuruhen im Tode; dort das heiße Verlangen nach letzten Enthüllungen, hier das inbrünstige Streben, den Vorhang fallen zu lassen, zu vergessen. „Vergessen“ ist eines von Byrons poetischen Schlagworten — bereits in frühesten Gedichten.

Farinelli sieht Byrons Persönlichkeit hauptsächlich, ja fast ausschließlich von ihrer düster pathetischen, leidenschaftlich welt-schmerzlicher Seite, ein Übermaß exaltierter Subjektivität, notdürftig im Gleichgewicht gehalten durch die wunderbare Dichtergabe des konkreten Schauens, sei es in bezug auf die Natur, sei es in bezug auf den Menschen und die Gesellschaft. Aber der Dämonie dieser gewaltigen Persönlichkeit entspricht eine fast ebenso starke Leuchtkraft des Gemüts; dem Herzen, das sich in Trauer verzehrt, ein-witziger Humor; ihm gibt das für alles Lächerliche und Verkehrte geschärfte Auge unerschöpflichen Stoff zum Lachen. Byrons Skepsis und sein nihilistisches Verzweifeln am Leben findet ein Gegengewicht in der allem obsiegenden Vitalität, die das Leben in heißer Glut an die Brust schließt. Der Januskopf mit dem nächtlichen und dem sonnenübergossenen Antlitz ist das wahre Symbol des Byronismus. Das Dunkel-Leidvolle, das die Begeisterung seiner Zeitgenossen bildete, sagt uns, wie ja auch Farinelli feststellt, heute weniger, das Heitere, das in seiner Fülle von Geist, Lebenserfahrung, Urteils-kraft und Ironie genau besehen ernster ist als das Wehselig-Betrante, hat den reifen Byron fast den Ruhm seiner Jugend gekostet. Hin-gegen bildet es die Grundlage und Gewähr seines Nachruhms. Der lachende Byron ist der Darsteller des Ewig-Menschlichen und darum für alle Zeit Geltenden. Farinelli findet die Nachwirkung Byrons mehr in den Spuren des großen Agitators und Erweckers als in denen des großen Dichters. Um Byron gerecht zu werden, muß sich der Satz eine kleine Umformung gefallen lassen: wo der große Dichter als Agitator und Erwecker spricht, da hat er für alle Zeiten gesprochen. Und darin liegt der wahre Byronismus.

Wien.

Helene Richter.

ENGLISCHE SCHULAUFGABEN.

1. *Selections from English Literature: The Strange Case of Dr. Jekyll and Mr. Hyde* by ROBERT LOUIS STEVENSON. With an introduction and notes by J. H. Schutt. 1923, Kemink & Zoon, Over den Dom, te Utrecht. 138 pp.
2. *Velhagen und Klasing, English Authors 170 B: The Story of a Short Life* by JULIANA HORATIA EWING. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegebene von M. Wundt. 1924. 58 + 12 S.
3. *Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben 70: PERCY BYSSHE SHELLEY, Select Poetry and Prose*. Edited, with notes and a glossary by Richard Ackermann. Frankfurt a. M. 1924. 79 + 45 pp. 2,40 M.
4. *Rengers Schulbibliothek Reihe A, Band 219: JAMES PAYN, The Scholar of Silvercar*, herausgegeben von Albert Herrmann. Leipzig 1925. 76 S.
5. *Weidmanns Schulbibliothek Abt. II, 71. Bd.: New Collection of Modern English Tales and Stories*. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Prof. Dr. Fr. Meyer. Weidmann, 1924. 109 S. Preis 1,20 M.
6. K. WESTBERG, *English School Texts*. a) *The Old Man who Made the Dead Trees Blossom*. 36 S. b) *Stories* by J. H. Ewing and

J. J. Morier. 82 S. Beide in K. Westbergs Verlag, Dorpat 1924.
Preis 0,32 und 0,68 M.

7. *Selections from English Literature: George Eliot, Silas Marner.*
With an introduction and notes by A. C. E. Vechtman-Veth.
245 pp. Verlag wie bei 1.

1. Diese schöne Ausgabe bietet den von Sidney Colvin revidierten Text mit Angabe der Varianten, eine ausführliche Einleitung, die auch Stevensons Stil angemessen behandelt, und sehr sorgfältige Anmerkungen. S. 40 allerdings bedeutet "a haggard shaft of daylight" kaum "it made the impression as if it had no business to be there"; und S. 111 ist "The evil side of my nature, to which I had now transferred the stamping efficacy" denn doch nicht bloß "a somewhat confused way of saying: to which I had now finally transferred my powers"; hier ist "stamp = to impress with some permanent and conspicuous characteristic", und indem Jekyll sich in Hyde verwandelt, gibt er seiner schlechten Hälfte freies Spiel, unbekämpft und ungehemmt sich zu entfalten, so daß sie auch auf das Doppelleben den verheerenden Einfluß gewinnt. Hochschüler und junge Lehrer können an diesem sehr schwierigen Werke, das meistens wegen seiner Abenteuerlichkeit und selten wegen seines Stils gewürdigt wird, die Technik einer mustergültigen Schulausgabe kennen lernen.

2. Die einfache Kindergeschichte, das letzte Werk der beliebten Jugendschriftstellerin, ist gut herausgegeben. Irrtümer sind unterlaufen beim "Gunpowder Plot" (5. November 1605) und der "collect", wo das Book of Common Prayer mit dem dort bemerkten nicht stimmt. "It's the last straw" etc. ist nach dem NED. erstmals bei Dickens belegt, ich würde daher lieber sagen: sprichwörtliche Redensart.

3. Ackermann, der feine Shelleykenner, hat hier die schönsten Gedichte lyrischer und politischer Natur mit einer guten Prosa-Auswahl (Briefe auf der Schweiz und Neapel, A Proposal for Putting Reform to the Vote, What is Poetry?) zu einem Ganzen vereinigt, das Shelley prächtig charakterisiert; die sauber gearbeiteten Anmerkungen erleichtern das Verständnis. Da und dort könnten die Erklärungen freilich etwas reichhaltiger sein ("pinion, dell, shadow-peopled infancy"), das lateinische Zitat S. 66 sollte übersetzt sein; und es ist sogar für Lehrer an kleineren Orten nicht leicht, sich S. 15 "It interpenetrates my granite mass" gleich nach der vorhergehenden Zeile "Tis love, all love" zu erklären. Eben darum sollte S. 49 auch die Anspielung auf das horazische "Diespiter per pura tonantes egit equos" ausführlicher behandelt werden.

4. Der unverkürzte Abdruck dieser hübschen Schulgeschichte ist von guten Anmerkungen gefolgt. Doch ist der "Northumbrian burr" nicht tief im Kehlkopf zu suchen, sondern (vgl. Viëtor, EdPh⁵, 169) einfach das Zäpfchen-r; und es gibt nur vier Bankfeiertage. In der Redensart "How came you to know?" scheint came als Modalverb zu gelten und deswegen "do" nicht notwendig zu sein.

5. Diese Ausgabe bringt sehr guten neuen Stoff. Insbesondere begrüße ich Edward Everett Hale's "The Man without a Country", die erschütternde Geschichte von dem Manne, der wünscht, er möge nie mehr etwas von seinem Vaterlande hören, und dem dann sein Wunsch furchtbar erfüllt wird. In den tüchtigen Anmerkungen fällt mir nur auf, daß S. 96 Middlesex und London nicht klar auseinandergehalten werden; London ist seit 1888 ein eigenes County. Die Ausgabe bringt noch D. M. Mulock, The Last of the Ruthvens; J. L. Allen, A Boy's Violin; und Th. B. Aldrich, For Bravery on the Field of

Battlé und wird sich mit diesen historisch interessanten Stoffen bald zahlreiche Freunde erwerben.

6. Einfache Volksmärchen und Märchen von J. H. Ewing und J. J. Morier sind nur mit einem englisch-estnisch-deutschen Wörterverzeichnis versehen, das bis auf gelegentliche Kleinigkeiten — "dame" ist nicht gleich Dame — hinsichtlich der deutschen Bedeutung und der Ausspracheangaben in Ordnung ist. Die Hefte werden dem englischen Unterrichte in Estland, von dem Geheimrat Walter auf dem letzten Neuphilologentage so Erfreuliches berichtete, jedenfalls sehr förderlich sein.

7. Dieses Buch ist ebenso ausgezeichnet wie das unter 1. besprochene. In der sehr guten Einleitung sollte doch gesagt werden, daß im selben Jahre wie Adam Bede auch *The Ordeal of Richard Feverel* erschien und daß schon dieses Werk G. Eliots, nicht erst *Romola*, das sich die Dichterin mühsam abrang, worauf die Einleitung ja auch hindeutet, unter einem gewissen Mißtrauen G. Eliots in ihre dichterische Kraft entstand (Brief vom 12. 1. 1861). Es verdankt ja seine Entstehung auch einer plötzlichen Inspiration (Brief vom 19. 3. 1861), die dann ausgearbeitet werden mußte. In den Anmerkungen ist "alien-looking" doch besser zu geben mit "looking like people of another country (race, nationality); boys... counterbalancing a certain awe at the mysterious action of the loom, by a pleasant sense of scornful superiority, drawn from the mockery a) of its alternating noises, along with b) the bent, tread mill attitude of the weaver" heißt wohl nicht "the ridiculous effect made by its alternating noises"; die Jungen fürchten sich vor dem ihnen unverständlichen Webstuhl, und um diese Furcht zu überwinden, machen sie den Lärm des Webstuhls und die gebückte Haltung des Webers spottend nach. Auch bei "which, speaking from a *spiritual* point of view, paid highly-desirable titles" könnte die Ironie, daß hier "spiritual" den Standpunkt der *Geistlichkeit* meint, klarer herausgearbeitet sein. Bei "he lived on mouldy bread, on purpose to check his appetite" ist es mir nach den Belegen im NED. ("purpose 11 b") nicht zweifelhaft, daß "on purpose" zum *folgenden* gehört. Auch diese Ausgabe, die den Text bis auf Abschnitt 6 bringt, verdient alles Lob.

Graz.

Fritz Karpf.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1924. Heft 1—33.

Zu der Ausgabe dieser neuen Sammlung für französische und englische Lektüre hat der Verlag M. Diesterweg sich leiten lassen durch den Gedanken, der in den letzten Jahren tatsächlich überall mehr oder weniger aufgetretenen Lektürenot durch Herausgabe besonders billigen Lesestoffs zu steuern. So ist eine Reihe kleiner Hefte von durch schnittlich 2—4 Bogen von verschiedenen Mitarbeitern zusammengestellt worden. Wie der Prospekt sagt, sind die Heftchen billig (15 u. 30 Pfg.), „Durch knappen Umfang, Beseitigung aller überflüssigen bibliographischen Beigaben, äußerste Ausnutzung des Raumes, möglichst einfache Ausstattung.“

In der Stoffauswahl weicht die Sammlung im allgemeinen bis jetzt nicht wesentlich von den übrigen bekannten Lektüresammlungen ab: *Lectures faciles* (Nr. 1), *Contes et Récits* (Nr. 2), *Gautier, L'enfants aux souliers de pain* (Nr. 3), *La Fontaine, Fables* (Nr. 14), *Mme de Staël, Des mœurs et du caractère des Allemands* (Nr. 15), *Taine, Napoléon Bonaparte* (Nr. 33), *Swift, Gulliver's Travels* (Nr. 6), *Famous English Admirals* (Nr. 7), *King Horn* (Nr. 9) u. a. m. Ich fürchte sehr,

daß die neue Sammlung in dieser Richtung den Wettbewerb mit den alteingeführten nicht wird aufnehmen können, trotz größerer Wohlfeilheit, denn dieser steht eben die viel geringere Dauerhaftigkeit eines Leseheftes gegenüber. Nach 3—4 Wochen wird ein solches Heft in der Behandlung eines wilden Tertianers keinen allzu erfreulichen und appetitlichen Eindruck mehr machen, und man wird lieber wieder zu den gebundenen Ausgaben anderer Sammlungen greifen, zumal wo die Verhältnisse es doch wieder einigermaßen erlauben.

Nach dem Prospekte sollen in den Heften *Anmerkungen* mit den notwendigsten Ergänzungen und Worterklärungen ein besonderes Wörterbuch erübrigen. Das ist wohl zweifelsohne des Guten etwas zu viel. Kein besonnener Neuphilologe wird seinen Schülern den Gebrauch des Wörterbuchs bei der häuslichen Vorbereitung ersparen wollen, im Gegenteil, sie sollen ja gerade lernen, sich eines solchen geschickt und sachgemäß zu bedienen; und daß in den mittleren und oberen Klassen ein jeder Schüler ein gutes, wenn auch kleines französisches bezw. englisches Schulwörterbuch zur Hand hat, scheint mir doch eine *conditio sine qua non*. Außerdem dürfte es nicht im Sinne eines neuzeitlichen Arbeitsunterrichtes sein, in den *Anmerkungen* weiter nichts als eine bessere Eselsbrücke bieten zu wollen. Aber eine Anzahl Hefte bringen tatsächlich in den „*Anmerkungen*“ nicht viel mehr als ein nach Seiten geordnetes Wörterverzeichnis mit deutscher Übersetzung, z. B. Heft 33, zu S. 10: *accès* Zugang, *aversion* Abneigung, *abstrait* abstrakt, *dédain* m. Verachtung, *répugner* widerstreben, usw. (NB. zu S. 25,8 *éloge* ist *masc.*, *merci* Gnade (zu S. 26, 6) dagegen *fem.*, und nicht umgekehrt!). Die Auswahl der aufgenommenen Vokabeln ist dabei mehr oder weniger willkürlich, in Heft 26 z. B. werden zur ersten Seite einfache Wörter wie *grievous*, *bigotry*, *pagan* u. ä. übersetzt, *Heptarchy* dagegen ist weder übersetzt noch erklärt. — Ursprünglich sind die *Anmerkungen* wohl — alter guter Überlieferung des Verlags getreu (Neuspr. Reformausgaben!) — in der fremden Sprache geplant gewesen, soweit man aus den oft und irreführend angewandten schönen Überschriften „*Annotations*“ oder „*Notes*“ folgern darf. Durchgeführt ist dieses Ziel nur in einem einzigen Heft (Nr. 27, Green, England und Ireland, ausgew. v. K. Schröder). Eins der Hefte (Nr. 33) bietet in dem Wörterverzeichnis gelegentlich auch fremdsprachliche Erklärungen, (ein wunderliches Gemisch), z. T. noch recht unglückliche, vgl.: S. 21, *intermédiaire* — *ce qui est entre deux*; S. 24, *scribe* — *homme qui gagne sa vie à écrire*; oder gar zu S. 3, *15 entamer* — *couper le premier morceau, ici affresser* (!).

In einigen Wortverzeichnissen ist den übersetzten Wörtern für die Aussprache die phonetische Umschrift beigelegt, ohne daß darauf Bedacht genommen wäre, überall ein einheitliches System anzuwenden. Es wäre allerdings Sache eines Neuphilologentages, hier einmal, wie auf manchen anderen Gebieten, für eine Norm Sorge tragen zu wollen. In Heft 26 wird der sog. but-Laut mit *a* wiedergegeben: *indulge* [indaldz], (vgl. dazu *hide* = [haid],) eine Aussprache, die wohl nicht für unsere Schüler als verbindlich empfohlen werden kann; ebendort finden sich Angaben wie [rou'té'v'šen] für *rotation*, [pro'pensiti] für *propensity*; in *bog* ist der *o*-Laut mit *o* wiedergegeben, in *equality*, *probité* derselbe Laut mit *o*.

Aus all dem ergibt sich wohl zur Genüge, daß der ganzen Sammlung die leitende und ordnende Hand gefehlt hat.

Eine Anzahl Druckfehler sind mir noch aufgefallen: Heft 26, S. 4, 8 *encounterd* für *encountered*, S. 31, 22 in der Aussprachebezeich-

nung [profißens] statt [. . . si] für proficieny, Heft 27, S. 9, 18 consequences für consequences, Heft 32, S. 13, 2 Auslassung, Heft 33, S. 29, 42 sursant für sursaut, S. 30, 11 fein für fin, usw.

Einige Heftchen seien aber schließlich noch erwähnt, weil in ihnen mit Erfolg versucht wird, neue Wege zu gehen, ich meine die von K. König besorgten: Labour in Office (Nr. 16), British Policy in Egypt (Nr. 17), The British Empire in Transition (Nr. 18), alles, wie die Titel angeben, "Selections from the Manchester Guardian Weekly". Zur kursorischen Lektüre, zu Referaten und Besprechungen werden sie sich auf der Oberstufe sicher mit Erfolg benutzen lassen, besonders auch in neusprachlichen Arbeitsgemeinschaften, da sie eine recht gute, lebendige Einführung in die angelsächsische Kultur unserer Tage bieten (vgl. dazu die Ausführungen K. Königs in den N. Spr. XXXII, 2 [April-Juni 1924], S. 190 ff.). Er wäre sehr zu begrüßen, wenn die Reihe in diesem Sinne fortgesetzt würde. Hier bietet sich eine Entwicklungsmöglichkeit für die ganze Sammlung.

Cassel.

Wilhelm Gerhard.

KARL VORETZSCH, *Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur*. (Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen, hrsg. von K. Voretzsch, Bd. II), 3. Auflage, Verlag von Max Niemeyer, Halle a. S. 1925. Preis brosch. 13 M., Ganzl. 15 M.

Die in der 2. Auflage noch enthaltenen Lesestücke sind in dieser 3. Auflage herausgenommen und als altfranzösisches Lesebuch in vermehrter Zahl (1921) selbständig veröffentlicht worden. In dem so von den Texten entlasteten Wortlaut spürt man die an vielen Stellen ergänzende, ausmerzende, verbessernde Hand des die neuesten Forschungsergebnisse kritisch verwertenden Verfassers. Mit Vorsicht, aber auch mit der Bestimmtheit des durch eigene Forschung gewonnenen Urteils werden die Resultate so mancher Untersuchungen in knappen Formulierungen aufgenommen oder in ihrer Unsicherheit gekennzeichnet oder abgelehnt. Eine Verbesserung stellen einzelne Änderungen in der Anordnung des Stoffes dar. So werden z. B. das Rolandslied und die Lais der Marie de France an anderen, entschieden passenderen Stellen behandelt.

Der Wert des Buches liegt nach wie vor in seinem Charakter als einer ausgezeichneten Einführung, in der Beschränkung auf das Wesentliche und Charakteristische, in der Darbietung des Stofflichen und der mit der Überlieferung des Stofflichen in Zusammenhang stehenden Probleme der Kritik. Kurz und doch klar wird der Anfänger in die Forschung eingeführt, wie sie in dieser Hinsicht die Gelehrten beschäftigt hat und noch immer beschäftigt. So ist das Buch ein unbedingt zuverlässiger Führer und Wegweiser zu eigener Stellungnahme und Mitarbeit. An einen Versuch, die dichterische und künstlerische Bedeutung so mancher Dichtungen der altfranzösischen Literatur den Lernenden nahezubringen, hat der Verfasser wohl nur in geringem Maße gedacht. Die Dichtung als Form interessiert ihn wenig. Formprobleme werden nur in verschwindenden Fällen gestreift.

STENDHAL, *Le Rouge et Le Noir*, texte établi et annoté avec une préface et une bibliographie par Henri Martineau. Editions Bossard, Paris 1925. Preis 300, 200, 54 Fr.

Die durch ihre interessante *Collection des chefs-d'œuvre méconnus* sowie die wertvolle *Collection des Classiques de l'Orient* in neuerer Zeit

besonders bekannt gewordene Verlagsfirma *Bossard* hat als erste Bände einer neuen Sammlung, betitelt «*Les meilleures œuvres dans leur meilleur texte*», eine sehr schöne Neuauflage von Stendhals berühmtestem Roman in zwei Bänden erscheinen lassen. Die meisten Ausgaben des Romans wimmeln von Fehlern und weichen auch seit der Calman Lévy-Ausgabe von 1854 häufig vom Text der Erstausgabe (Levasseur, Paris 1831) ab, z. T. auch infolge von überlegt vorgenommenen Änderungen, für die wohl Stendhals Vetter, Romain Colomb, verantwortlich zu machen ist.

Schon in der großen *Champion*-Ausgabe hatte J. Marsan mit Hilfe von handschriftlichen, in Stendhals Nachlaß gefundenen Notizen einen zuverlässigen Text gegeben. Die *Bossardsche* Ausgabe reproduziert den Text der Erstausgabe, indem sie in Anmerkungen entweder die Varianten von 1854 oder von 1923 (*Champion*) gibt.

Es darf angenommen werden, daß der französische Text nunmehr fehlerlos vorliegt. Wie einer Anzeige in "The Times literary supplement" vom 1. Oktober 1925, S. 630 zu entnehmen ist, finden sich in englischen Zitaten immer noch einige Fehler.

Wert und Reiz der Ausgabe — daran können solche kleinen Versehen nicht viel ändern — liegen in dem erfreulich schönen Druck. Die feinen klaren Lettern in gut abgepaßtem Satzspiegel gebunden, auf bestem Papier sorgfältig gedruckt — das ergibt eine der hervorragendsten Leistungen neuester französischer Buchdruckerkunst.

KARL SCHEFFLER, *Paris*, Notizen. Mit 87 Bildtafeln. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1925, 263 S., geb. 16 M.

Diese bescheiden *Notizen* genannten Aufzeichnungen sind im Jahre 1908 niedergeschrieben und damals zum ersten Male veröffentlicht worden. Es sind Eindrücke, wie sie das lebhaft empfindende Gemüt des kunstbegeisterten Beobachters empfangen hat. Nicht flüchtige Eindrücke, sondern Eindrücke in ihrer tiefen Wirkung auf das Ureigenste des Aufnehmenden, auf seine Fähigkeit im Einzelnen das Ewige zu erleben, von dem die Einzelercheinung ein sinnfalliges Symbol ist. Paris, die Stadt, ihre Anlage, ihre Straßen und Plätze, ihre Bauten und Gärten, die in ihren Sammlungen aufgespeicherten Kunstschatze, die Luft, die sie umfließt, die Menschen in ihr, alles ist aus starker innerer Erregung erlebt, aus williger Hingabe an die Offenbarungen französischen Wesens, wie es dem Besucher sich darbot.

Darum, weil Art, Sinn und Schönheit dieser Stadt, so fast ohne jedes innere Widerstreben, ohne Voreingenommenheit, ohne Furcht erlebt wurde, ist das aus dem spontanen Erleben geschriebene Buch so wertvoll, so persönlich, so gerecht, so fein geworden; viel wertvoller, persönlicher, gerechter und feiner als das im Jahre 1911 geschriebene *Italienbuch*¹⁾ desselben Verfassers.

Nach Italien ging und über Italien schrieb Scheffler unter dem Einfluß der renaissancefeindlichen Stimmung, die zwischen diesen beiden Reisen so mächtig über ihn gekommen sein muß, daß er über den Brenner fuhr mit der Absicht der Auseinandersetzung und Abrechnung mit jener Kultur und Kunst, die von so verhängnisvollem Einfluß auf Bildung und Kunst Deutschlands gewesen wäre. Das Gefühl wie in einer Mission nach Italien zu fahren, die vor sich selbst übernommene Verpflichtung das der germanisch-nordisch-faustischen

¹⁾ *Italien*, Tagebuch einer Reise. Im Insel-Verlag zu Leipzig, 2. Auflage 1921.

Seele Fremde in Wirklichkeit und Kunst des italienischen Südens in seiner innersten Wurzel zu erfassen und zu formulieren, diese von vornherein kritisch abwehrende Einstellung hat den Betrachter und Verfasser seiner Unbefangenheit und seiner Freiheit den Menschen und Dingen gegenüber doch wohl einigermaßen beraubt und ist wohl schuld daran, daß der Eindruck, den man von dem Italienbuch erhält, einigermaßen zwiespältig ist. So sehr es zu begrüßen ist, daß in ihm grundsätzlich das Fremde als ein Problem der eigenen Seelenverfassung und der eigenen Schöpferkraft aufgefaßt ist, mit dem ernstlich sich auseinanderzusetzen eine persönliche und nationale Pflicht sein muß.

Von solchem leicht zur Verneinung und Ablehnung neigenden Widerstreben ist in dem Buch über Paris nichts zu spüren. Im Gegenteil, ohne daß auf Kritik verzichtet würde, wird dem Leser eine überaus liebevolle Würdigung der Eigenart des französischen Geistes, wie er sich in der Kunst zeigt, geboten. Während im Italienbuche der Verfasser sich bemüht, Ungünstiges, Überraschendes, Enttäuschendes des ersten Eindrucks durch die Reflexion zu rechtfertigen und die Gründe für wirkliche oder vermeintliche Schwächen zu erörtern, bemüht er sich in *Paris* die zunächst vielleicht gering geschätzte oder überschene Art mancher Leistungen in ihrer doch vorhandenen Eigenbedeutung, in ihrem Zusammenhang mit dem sinnvollen Ganzen französischer Geistesform und nationalen Kunstwillens, in ihrer höheren Notwendigkeit verständlich zu machen. Infolgedessen gelangt er z. B. zu sehr schönen und wertvollen Urteilen über die historische Bedeutung der französischen Architektur und Malerei im allgemeinen und zu ganz ausgezeichneten, selbständigen Würdigungen einzelner Künstler, etwa Poussins, Fragonards, Greuzes, Corots, Ingres' und anderer.

Diese Echtheit des Erlebnisses mit ihrer schönen, inneren Freiheit des Gefühls hat es dem Verfasser erlaubt, in der vorliegenden zweiten Auflage des Buches nichts Wichtiges zu ändern, abzuschwächen oder zu verstärken. Nur das Schlußkapitel der 1. Auflage „Deutschland und Frankreich“ glaubte er weglassen zu sollen. Mit vollem Recht schreibt er in dem Vorwort zur 2. Auflage: „Wenn jetzt nicht mehr paßt, was 1908 geschrieben worden ist, so hat es nie gepaßt.“ Es ist das schönste Lob, das man dem schönen Buche zollen kann, daß tatsächlich fast alles noch paßt. Das Buch gehört mit zu denen, die man gründlich lesen sollte, ehe man eine Reise nach Paris unternimmt.

Wien.

Walther Küchler.

P. MERIMÉE, *Colomba*. Hg. v. Adalbert und Angela Hämel. (In: Sammlg. engl. u. franz. Schriftsteller d. neueren Zeit, hg. v. W. Hübner, 84. Bd., Ausg. B). C. Flemming u. C. T. Wiskott, Berlin 1924.

Die *Colomba*, dieser mit Recht klassisch gewordene Schultext, liegt hier in einer neuen Reformausgabe vor, die sich durch Korrektheit, klaren Druck und Handlichkeit empfiehlt. Freilich wird auch sie m. E. nicht imstande sein, die grundsätzlichen Bedenken zu zerstreuen, die die neuere neusprachliche Methodik (Aronstein, Otto) gegen fremdsprachliche Texterläuterungen erhob: Sie machen fast durchaus den Weg zur Bodeutungserkenntnis zu einem Umweg. Wenn z. B. Anm. 28, 6 «la femme Madeleine Pietri» mit «c'est le langage du palais» erklärt wird, muß der Schüler erst wieder durch Nachschlagen oder durch den Lehrer über die spezielle Bedeutung von

palais aufgeklärt werden. Vgl. auch 45, 8, wo «des jets de plomb» durch den viel schwierigeren Ausdruck «enons de plomb (qui se forment au bas d'une balle fondue et qui doivent en être ôtés)» umschrieben werden muß; oder 71, 3: «en voilà une de bêtise» = «c'est un sot *verbiage*» usw. Billigerweise müßte daher eigentlich dem gründlichen Wörterbuch dieser Reformausgabe, aber auch dem aller anderen, denn es handelt sich ja um eine Prinzipienfrage, ein eigener Anhang für die selteneren Erklärungsvokabeln beigegeben werden.

FR. KLINCKSIECK, *Franz. Lesebuch f. d. ob. Klassen höherer Lehranstalten*. 4. Aufl. L. Ehlermann, Dresden 1924.

Auch diese Neuauflage unterscheidet sich von anderen franz. Chrestomathien (etwa Bornecque-Röttgers) durch ihre schlanke Gestalt, ein Vorteil, den sie allerdings nur durch manch schweres Opfer erkaufte: Das 17. Jhdt. und die Zeitgenossen werden in der Auswahl ziemlich stiefmütterlich bedacht. Man fragt sich, warum Molière — zwar nur mit einer kurzen Biographie ohne Textauswahl —, Corneille und Racine aber gar nicht vorhanden sind und auch Boileau ignoriert wird? Für das der Jugend mindestens ebenso schwer wie das 17. nahezubringende 18. Jhdt. genügen als Repräsentanten immerhin Montesquieu, Voltaire und Rousseau, zu denen sich nun auch Friedrich II. als Kuriosum gesellt. Mit den aus dem 19. Jhdt. gebotenen Namen (und Texten) kann man ganz einverstanden sein, denn hier fehlt kein typischer Vertreter. Von den den Zeitgenossen gewidmeten 20 Seiten entfällt die Hälfte auf Lyriker (Verlaine, Régnier, Samain, Verhaeren, Gregh), die andere auf France, Bourget und Loti; zumindest France hätte aber doch wohl mit mehr als ein paar Seiten bedacht werden müssen. Klincksieck vertritt zwar den durchaus richtigen Grundsatz, „daß ein franz. Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten nicht Ersatz, sondern nur Ergänzung der Schullektüre sein soll“, ist aber doch in der Sparsamkeit, scheint mir, manchen Orts zu weit gegangen. Die Neuauflage dieses sonst sehr brauchbaren und ungemein gewissenhaften Unterrichtsbehelfes enthält in sehr gutem Französisch verfaßte Biographien einiger bedeutenderer Autoren, Bildbeigaben und am Schluß in ihrer Knappheit und Treffsicherheit ausgezeichnete Wort- und Sach-erklärungen.

Wien.

Gustav Rieder.

Romanische Bücherei (Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber, München):

Nr. 2. D. JUAN RUIZ DE ALARCÓN, *La Verdad sospechosa*. Mit Einleitung u. Anmerkungen herausgegeben von Dr. Adalbert Hämel. 1924. 8^o. 86 S.

Nr. 3. VOLTAIRE, *Ma philosophie*. Herausgegeben von P. Sakmann. 1924. 8^o. 135 S.

Nr. 1 dieser neu erscheinenden „Roman. Bücherei“ brachte das altfranzösische Rolandslied (vgl. darüber NS XXXII, 206—208). Nach den bisher vorliegenden drei Bändchen ist also eigenartigerweise noch gar kein bestimmtes Programm der Sammlung erkenntlich. Es kann sich heute doch kaum darum handeln, einfach Nachdrucke romanischer Literaturwerke zu bringen; sie müssen mindestens von Einleitungen und Kommentaren begleitet sein und — was nun die Hauptsache ist — diese müssen wirklich auf der Höhe der Zeit stehen. Vorläufig hat die neue „Romanische Bücherei“ mit ihrer älteren Schwester, der „*Bibliotheca romanica*“ (Straßburg, E. Heitz)

leider nur eines gemeinsam: den kleinen Druck, der manchem die eine wie die andere zu verleiden imstande ist.

Nr. 2. An spanischen Ausgaben der *Verdad sospechosa* fehlt es gerade nicht. Das Interesse wendet sich daher vor allem der Einleitung und den Anmerkungen zu. Die Anmerkungen sind spärlich und vorwiegend lexikalischer Art, erklären aber sonderbarerweise vielfach Ausdrücke, die in jedem Taschenwörterbuch zu finden sind. Die vier Seiten lange Einleitung bietet nichts, was nicht schon längst bekannt ist; vgl. z. B. eine trefflichere Charakteristik der Bedeutung Alarcóns in Lemckes *Handbuch der spanischen Literatur*. Leipzig 1856. S. 506–511 und in J. L. Kleins *Geschichte des spanischen Dramas*. IV. Bd. 1. Abt. Leipzig 1874. S. 1–6 und 36–52, von späteren, noch besseren Darstellungen ganz abgesehen — die alle zusammen in der Einleitung allerdings gar keine Erwähnung finden.

Die Ausgabe der *Verdad sospechosa* von Alfonso Reyes (Madrid 1918 in *Clásicos castellanos* Nr. 37) berücksichtigt mit Recht die nicht von Alarcón selber herrührende Ausgabe von 1634 maßgebend sein kann. Wenn der Herausgeber also in den Fußnoten zum Text schon zeigen wollte, inwiefern der Text von 1634 von der Ausgabe 1630 abweicht, so hätte er nicht bloß die „wichtigeren“ Varianten, sondern gleich alle angeben sollen, damit man sich ein voll- und selbständiges Urteil über diese ganze Frage bilden kann, ohne erst lange nach der schwer oder kaum erreichbaren Ausgabe von 1630 fahnden zu müssen.

Der letzte Satz der Einleitung lautet: „Uns Deutsche wurde Alarcóns comedia von M. Rapp und ins Französische von L. Dubois und F. Oroz (Paris 1899) übertragen.“ Wann und wo die deutsche Übersetzung dieser spanischen Komödie erschienen ist, dürfte den deutschen Leser mindestens ebenso interessieren wie die nähere Angabe über die französische Übersetzung und sei deshalb hier genau angeführt: *Spanisches Theater*. Herausgegeben von Moriz Rapp. VII. Bd. Die letzten Blüten der altspanischen Bühne. Hildburghausen 1870. S. 177–276. Die S. 179–182 enthalten ein „Vorwort“ über Leben und Werke Alarcóns. Daß schon vor 80 Jahren C. A. Dohrn, *Spanische Dramen*. IV. Teil, Berlin (in der Nicolaischen Buchhandlung) 1844, S. 135–302 eine Übersetzung dieser Komödie unter dem Titel „Selbst die Wahrheit wird verdächtig“ mit Einleitung (S. 137–142) und Anmerkungen (S. 336–338) herausgegeben hat, scheint dem Herausgeber entgangen zu sein.

Nr. 3. Es ist ein gewagtes Unternehmen, auf 123 Seiten Voltaire als Denker, Ethiker, Geschichtsphilosophen, Ästhetiker, Soziologen, Politiker und Religionskämpfer durch eine Auswahl aus seinen Schriften und Briefen zur Darstellung zu bringen. P. Sakmann, der schon 1910 (Stuttgart) ein Buch über „*Voltaires Geistesart und Gedankenwelt*“ erscheinen ließ, ist es gelungen, durch eine geschickt getroffene Auslese Hauptgedanken der Welt- und Lebensanschauung Voltaires derart zusammenzustellen, daß der Leser sich zu näherer Beschäftigung mit Voltaire angeregt fühlt. Zehn Seiten Einleitung orientieren kurz über das Leben und die Geistesentwicklung des Weisen von Ferney. Nur der vom Herausgeber gewählte Titel „*Voltaire, Ma philosophie*“ kann nicht als passend bezeichnet werden, da viele glauben könnten, Voltaire habe ein Werk mit diesem Titel hinterlassen. Statt dessen wäre der Titel „*Voltaire philosophe*“, wohl zutreffender gewesen.

Wien.

Joseph Huber.

J. HURTADO y J. DE LA SERNA y A. GONZALEZ PALENCIA. *Historia de la literatura española*. 2^a edición. Madrid, Suárez, Preciados 48, 1925, 8^o, XVI — 1127 S. 23 pesetas.

Rascher als man erwarten konnte, ist das im Jahre 1921 veröffentlichte Handbuch der spanischen Literatur von Hurtado und Palencia¹⁾ neu aufgelegt worden. Die Verfasser, Professoren der spanischen Literatur an der Universität Madrid, haben mit ihrer Darstellung namentlich in Kreisen spanischer und ausländischer Studierender großen Anklang gefunden. In der Tat eignet sich ihr Werk auf Grund seiner Übersichtlichkeit, der schlichten Art der Darstellung und der beigefügten bibliographischen Nachweise ausgezeichnet als erste Informationsquelle, überhaupt als Nachschlagewerk und Wegweiser. Wer die großen Entwicklungslinien der spanischen Literatur und die inneren Zusammenhänge erfassen will, wird allerdings kaum ganz auf seine Kosten kommen. Dieser offenbare Mangel ist an der ersten Auflage festgestellt worden. Leider haben die Verfasser bei der offenbar überraschend schnell notwendig gewordenen Neuauflage keinen Versuch gemacht, etwa durch Ausbau der die Abschnitte über die einzelnen Epochen einleitenden allgemeinen Kapitel, in dieser Richtung dem ernstesten Leser entgegenzukommen. Die Anlage des Werkes ist im großen und ganzen dieselbe geblieben. Im einzelnen haben die Verfasser vieles verbessert und vor allem ergänzt, dabei richtigerweise wenig getilgt. Leider ist das Kapitel über die neuere Literatur im großen und ganzen nur bibliographisch erweitert worden. Um so wünschenswerter wäre ein Hinweis auf die allerdings (wenigstens im Ausland) nicht leicht zugängliche Darstellung von Diez Canedo «La littérature castillane d'aujourd'hui» (in *Estudios del VIII Curso internacional de expansión comercial*, Barcelona, 1915, S. 648—669) und den Aufsatz von J. Froberger, „Die Hauptrichtungen der spanischen Literatur der Gegenwart“ (Mitt. aus Spanien II, 225—238) gewesen. Daß die Verfasser in ihren bibliographischen Angaben den Anteil der ausländischen Forschung bewußt vernachlässigen, ist wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen. Der Grundsatz «en la [bibliografía] extranjera somos pocos» (1. Aufl. S. IV) ist leider auch für die zweite Auflage maßgebend gewesen.

Trotz dieser Ausstellungen, die nun hoffentlich in der dritten Auflage berücksichtigt werden, bleibt die *Historia de la literatura española* von Hurtado und Palencia ein nützliches, lehrreiches Buch, das denen, die eine in spanischer Sprache geschriebene Gesamtdarstellung benutzen wollen, als erstes empfohlen sei.

Zum Schluß mögen einige Ergänzungen und Verbesserungen folgen, die mir auf Grund einiger Stichproben u. a. wünschenswert erscheinen. S. XIII fehlt das Handbuch der spanischen Literatur von L. Lemcke (3 Bde., Leipzig 1855—1856), S. XIV die Gesamtdarstellung der romanischen Literaturen von H. Morf (Hinnebergs Kultur der Gegenwart), auch der Abriss von Ph. Aug. Becker. — Die einzelnen Literaturgeschichten sollten S. XIV mit vollem Titel aufgeführt werden. — Die Darstellung von der Entwicklung der spanischen Sprache (S. 48ff.) könnten die Verfasser jetzt auf Grund der klaren Übersicht in dem Bande *España* der *Enciclopedia Espasa* verbessern, insbesondere den Absatz über Sprachen und Mundarten der iberischen Halbinsel (S. 49). Die Bemerkung, daß die volkstümliche romanische

¹⁾ Richert, Lbl. 1923; Krüger, *Iberica* April 1924; Wagner, *ZRPh.* 1923; Mulertt, *ZRPh.* 1923.

Sprache des muselmanischen Andalusien dem Galizischen nahe steht, kann leicht irreführen. — S. 52 verdiente neben Nebrija und Covarrubias das Wörterbuch von Oudin (1660) Erwähnung, das jene nicht unwesentlich ergänzt und zum Verständnis der vorklassischen und klassischen Literatur unentbehrlich ist. — S. 52 vermißt man neben Benot und anderen den Hinweis auf P. Henríquez Ureña, *La versificación irregular en la poesía castellana*. Madrid, 1920. — S. 54. Die Schlacht von Roncesvalles wurde 778 geschlagen. — S. 102 vermißt man den Aufsatz von H. Morf über die Sieben Infanten von Lara (Aus Dichtung und Sprache der Romanen 1903) um so mehr, als S. 61 auf die in ihm geäußerte Auffassung von der ursprünglichen spanischen Epik des Gelehrten hingewiesen ist. — S. 103 ist die kritische Ausgabe des Libro de Apolonio von Marden übersehen worden; vgl. z. B. RFE, X, 185—190. — S. 104. Zum Verständnis der galizisch-portugiesischen Lyrik ist das Glossar des Cancioneiro da Ajuda von C. Michaelis (Rev. lusitana, XXIII, 1920) unentbehrlich. — S. 129. Creizenach 2. Aufl.! — S. 161. Neben Jacob Grimm sollte Friedrich Diez als Herausgeber von Romanzen nicht fehlen. — S. 161. Dem Satz «El Romancero de Menéndez Pelayo parece que puede considerarse como definitivo» sollte eine Fassung gegeben werden, die sowohl den Verdiensten des großen Gelehrten als auch dem Fortschritt der Forschung gerecht würde. — S. 213 fehlt ein Hinweis auf neuere südamerikanische Romanzensammlungen und S. 216 die Erwähnung der kritischen Ausgabe der Danza de la muerte von C. Appel (vgl. Pfandl, Literaturgeschichte, S. 116). — S. 216 stimmen die Verweisziffern nicht. — S. 272 fehlt Denk, Geschichte der altcatalanischen Literatur, München 1893, S. 526 oben Neumanns Aufsatz über Cervantes in Deutschland, NSpr. XXV, 1917 und S. 746 ein Hinweis auf die Calderónausgaben von Krenkel, Leipzig 1881—1887. — S. 890. A. Durán paßt besser zu Böhl de Faber S. 1034. — S. 891 fehlt A. Castro, *Los grands romantiques espagnols*, Paris (1922), S. 1031 die Würdigung Peredas durch L. Pfandl („Spanien“, 1920, 268ff.). — S. 1054. Bei den Arbeiten über Milà möchte ich nicht missen 1. Rubió i Lluch, Manuel Milà i Fontanals. Barcelona, 1918 (Associació Protectora de l'Ensenyança Catalana) und 2. Rubió i Lluch, Milà y Fontanals y Rubió y Ors. Barcelona, 1919 (Universitätsrede) und bei denen über Menéndez Pelayo 1. Farinellis glänzende Würdigung (abgedruckt in „Aufsätze, Reden und Charakteristiken zur Weltliteratur“, Bonn-Leipzig 1925 und 2. Frobergers Aufsatz in „Hochland“ 1923. — S. 1084 fehlt die lesenswerte Studie von Onis über Bonavente, New-York 1923. — Störende Druckfehler: Setze S. 69 Cantar de mio Cid, S. 885 Mina de Barnhelm, S. 976 Doncella de Orléans, S. 1067 Salammbô, S. 272 Olwer.

Hamburg.

F. Krüger.

PEDRO ANTONIO DE ALARCÓN: *El Capitán Veneno*. Comentario y Vocabulario por E. Vogel, Frankfurt a. M., 1924. (Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben.)

Der Capitán Veneno, eine der reifsten Erzählungen Alarcóns, liegt nun auch in einer recht brauchbaren deutschen Schul-Ausgabe vor. Sie stellt sich der wohl vielen Hispanisten bekannten Ausgabe von I. D. M. Ford (Heath's Modern Language Series, Boston 1901) würdig an die Seite.

Im Gegensatz zu den bislang von Alarcón in deutschen Schulausgaben abgedruckten Erzählungen, den Historietas Nacionales und dem Diario de un Testigo de la Guerra de Africa, ist die Lektüre des

Capitán Veneno nur mit fortgeschrittenen Schülern möglich. Der Held der Novelle, ein Hauptmann, ein Bramarbas und Weiberfeind, wird bei den Straßenkämpfen in Madrid 1848 schwer verwundet und in das Haus einer Patrizierfamilie getragen, wo die Tochter des Hauses während der langen Pflegezeit und Gelegenheit findet, ihn von seiner Weiberfeindschaft zu heilen. Dieses Thema, ein Seitenstück zu dem auch in Deutschland oft aufgeführten Drama Moretos: *El Desdén con el Desdén* (bearbeitet von Schreyvogel, mit dem Titel *Donna Diana*), bedingt eine humorvolle Sprache, die naturgemäß uns Ausländern viele Schwierigkeiten bereitet. Der Kommentar ist daher auch recht lang geworden, 32 Seiten, und bietet eine ausführliche Erklärung der textlichen Schwierigkeiten. Das Wörterbuch ist mit großer Sorgfalt angefertigt, auch im Text sind nur wenig Druck- und Akzentfehler zu entdecken.

ÅKE WILSON MUNTHE: *Spansk Läsobok*, 2. Aufl. Uppsala und Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1924.

Dieses kleine Lesebuch des bekannten schwedischen Hispanisten, das sich an des Verf. kleine spanische Sprachlehre anschließt, erschien zuerst 1920 und liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Die äußere Ausstattung in Papier und Druck hebt sich vorteilhaft von unseren deutschen spanischen Lehrbüchern ab. Dagegen scheinen auch die schwedischen Herausgeber spanischer Werke denselben Kampf gegen Druck- und Akzentfehler zu führen wie die deutschen. Obgleich wir hier eine zweite Auflage vor uns haben, zähle ich z. B. auf Seite 63/64 noch acht Akzentfehler, die sich auch in der ersten Auflage finden.

Der Text umfaßt 71 Seiten und ist geteilt in 1. einen elementaren Teil mit 80 Paragraphen und 2. ausgewählte Stücke von Palacio Valdés. Die *Lecturas elementales* enthalten in recht gefälliger Form eine kurze Beschreibung von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen, sowie die allereinfachsten Formeln der Umgangssprache. Recht gelungen ist der kurze Abriss der spanischen Geschichte auf sieben Seiten, der in dieser zweiten Auflage für die älteste Zeit um acht Paragraphen erweitert und auch sonst ergänzt worden ist. Dieser Vielseitigkeit des ersten Abschnittes steht die Einseitigkeit des zweiten Teiles gegenüber, der auf 46 Seiten eine Auswahl aus den kleinen Erzählungen von Armando Palacio Valdés gibt, die der Verf. in den Sammlungen *Aguas Fuertes*, *Papeles del Doctor Angélico* und *Sedución* veröffentlicht hat. Die einzelnen Erzählungen: *Polifemo*, *Puritanos*, *¡Solo!*, *Vida de Canónigo*, *la Procesión de los Santos*, sowie der bekannte Anfang der *Hermana San Sulpicio* (vgl. Krügers Einführung in das Neuspanische) sind ausnahmslos inhaltlich fesselnd und in einem einfachen, eleganten Kastilisch geschrieben. So wird der Schüler auf leichte Art in das moderne Spanisch eingeführt und nach Verarbeitung des Buches sich in einem, wenn auch beschränkten Anschauungskreis sicher bewegen können. Es läßt sich darüber streiten, ob es recht ist, ein solches Lesebuch auf einem einzigen Autor aufzubauen, aber wenn man, wie der Verf. offenbar, nur ein beschränktes Ziel im Auge hat, dann ist auch diese Einseitigkeit vielleicht ein Vorzug, und jeder wird zugeben, daß die Auswahl, auch in ihrem Aufbau vom Leichterem zum Schwereren, glänzend getroffen ist.

Ein Wörterbuch fehlt. Im Kommentar (11 Seiten) findet der Leser alle Schwierigkeiten, meist durch Übersetzung der Stelle erklärt.

BARAGIOLA, E. N., *Der Unterricht in der zweiten Fremdsprache, insbesondere der Italienischunterricht.* Vortrag gehalten am Basler Ferienkurs für Mittelschullehrer im Oktober 1924. [Gedruckt bei] Graphische Etablissements Conzett u. Cie., Zürich. (23 S.) 8^o. Verlag und Preis nicht angegeben.

Es gibt Vorträge, die gelesen sein wollen, solche, die gehört werden sollen und schließlich jene, die man beim Lesen mithört, so stark klingt noch durch das Papier die Belebtheit des Vortragenden hindurch, daß man überdies noch bedauert, nicht unter den Hörern gewesen zu sein.

Zur dritten Art möchte ich den hier zu besprechenden Vortrag von E. N. Baragiola rechnen. Er beschäftigt sich mit der Methodik des Unterrichts in der zweiten Fremdsprache, nicht der ersten und nicht irgendeiner, insbesondere aus eigenen Erfahrungen der Sprecherin heraus mit der italienischen Sprache. Grundlage ist also erstens das vom Schüler schon Erworbene in sachlicher Hinsicht und zweitens die innere Haltung der nun schon gereiften Schüler dem Gegenstand und — das ist für E. N. Baragiola wichtig — dem Leben gegenüber. Daraus ergeben sich für sie folgende sehr klar, fast dispositionhaft formulierte Prämissen.

Der Unterricht in der 2. Fremdsprache wird aufgefaßt aus Erwägungen:

1. Über den spezifischen Charakter der Sprache, Literatur und Kultur, ihre Stellung zur Kultur des Unterrichtslandes und zur allgemeinen Kultur. Hauptfolgerung: ethnische Färbung des Unterrichts.
2. über die kürzere zur Verfügung stehende Zeit: Verdichtung des Didaktischen;
3. über das schon erworbene Sprachwissen (im bes. Fall Französisch, oft auch Lateinisch) und das reifere Alter der Schüler: Individualisierung in der Handhabung des Didaktischen.

Verfasserin beschränkt sich auf die Behandlung der aus Punkt 2 und vor allem 3 sich ergebenden Erwägungen und behandelt sie der Reihe nach im Hinblick auf die Grammatik, die Lektüre und die schriftlichen Arbeiten. Im Grammatik-Unterricht verzichtet sie auf die Durchnahme eines fertigen Lehrbuches, stützt ihn vielmehr nur auf eine kurze Nachschlage-Grammatik und läßt die Schüler einen jeweils aus den Bedürfnissen der Klasse herauswachsenden Lehrgang nach und nach durch Niederschreiben gewinnen, geht auch an einfachen sprachlichen Problemen nicht vorbei. Bietet sich den Schülern auch reichliche Gelegenheit zum Sprechen, so vollzieht sich die grammatische Unterweisung im ersten Jahre doch vorwiegend auf Deutsch, weil das Alter der Schüler das mehr imitative Verfahren des einsprachigen Unterrichts nicht mehr gestattet. Stark wird auch zur Einübung des grammatischen Stoffes, insbesondere der Verbalformen, das innere und äußere Geschehen im Leben der Schule und der Schüler in den Unterricht einbezogen. Das zuletzt Erarbeitete wird am Anfang jeder Stunde von einer „Fragerin“ — das Amt wechselt unter den Schülerinnen — wieder verlebendigt. Bei dem erst spät einsetzenden Lektüre-Unterricht wird vor allem beachtet, daß trotz ihrer Einfachheit die Stoffe entsprechend dem Alter der Klasse nichts Kindisches und nichts Zugestütztes enthalten. Nach ganz sicherer Erfassung leichter Inhalte läßt sich nach Ansicht der Verfasserin auch unvermittelt Schwieriges bewältigen. Gerade aus dem Gegensatz der neuen zu den früheren Anforderungen gewinnt der Schüler die Überzeugung eigenen Fort-

schreitens. Mit Rücksicht auf die vom anderen Unterricht empfangenen Anregungen kann mehr vergleichende als nationale Literaturgeschichte getrieben und eher bei einzelnen Persönlichkeiten Halt gemacht werden, besonders bei Dante, dem ein ganzes Semester gewidmet wird. Die heutige Kultur des fremden Landes wird nach Möglichkeit aus zeitgenössischen Dokumenten miterlebt. Die schriftlichen Hausarbeiten verfolgen das Ziel, zur Selbstständigkeit und Selbsttätigkeit zu erziehen. Sie dienen darum weniger dem Schulunterricht zur Festigung des dort Gelernten, sondern umgekehrt, dieser bereitet jenem den Boden. Daß die angestrebte Eigentätigkeit erreicht wird, zeigt die freiwillige Benutzung des italienischen Bestandes der Schulbibliothek durch die Schüler (vgl. auch hierzu die am Schlusse des Vortrages beigebrachten bibliographischen Nachweise).

Ich habe absichtlich dem Inhalt des Vortrages soviel Raum gelassen, damit das wohlgeplante Gebäude E. N. Baragiolas zur rechten Wirkung käme. Man hat das Empfinden, als wenn in dieser zielbewußten Unterrichtsführung vor allem eins erreicht: die Lebensnähe. Die zweite Fremdsprache verliert, scheint mir, bei dieser Behandlung etwas vom streng „Schulmäßigen“ wird für Lehrer und Schüler fast zu einer Liebhaberei, der man sich wie einer Entspannung ergibt; und in deren gemeinsamer Ausübung man sich auch gewiß menschlich näher kommt.

Leipzig.

Heinrich Wengler.

HERMANN WEIMER, *Deutsche Jugendbildung im Wandel des Zeiten*.

Leipzig, Quelle & Meyer, 1925, 46 S. 0,60 M.

Der Unternehmergeist unserer Verleger im Schaffen von Hilfsmitteln für den deutschkundlichen Unterricht ist außerordentlich rege, und erfreulicherweise sind schon eine ganze Reihe wertvoller Abhandlungen erschienen. Zu den besten gehört obiges interessante Büchlein Weimers, des rühmlichst bekannten Führers in pädagogischen Fragen.

In knapper und der ihm eigenen stilistisch gewandten Darstellung gibt W. in sieben Abschnitten ein anschaulich klares Bild der deutschen Jugendbildung in den ältesten Zeiten, im Mittelalter, im Zeitalter des Humanismus und der Reformation, des Pietismus, der Aufklärung, im neunzehnten Jahrhundert und in der Gegenwart. Aus den Zeitverhältnissen und den historischen Zusammenhängen erklärt er geschickt den jeweiligen Charakter und die Entwicklung des deutschen Schulwesens. Die neuere Zeit behandelt er naturgemäß etwas ausführlicher.

Beim Durchlesen dieser Abschnitte wird der aufmerksame Leser gewiß mit Freuden von neuem feststellen, daß die in den „Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens“ gestellten Forderungen an das anknüpfen, was unsere großen Pädagogen der Vergangenheit bereits erstrebt und teilweise auch schon verwirklicht hatten. Leider hat man im letzten Jahrhundert unter einseitiger Wertschätzung des Wissensstoffes vorübergehend die methodischen und erzieherischen Fragen etwas vernachlässigt. So möge denn Weimers verdienstvolles Hilfsmittel auch dazu beitragen, den Lehrer verständnisvoll für die idealen Forderungen der „Richtlinien“ zu begeistern, insbesondere dafür, seine Schüler zu tätiger Mitarbeit und zu selbständigem Urteil zu erziehen.

Wiesbaden-Biebrich.

Philipp Roßmann.

LOUIS MADELIN, *La Fin de l'ancien régime* (La révolution de 1789 à 1791). Für den Schulgebrauch bearbeitet von Prof. Dr. Weber (Französisch u. Engl. Schulbibliothek, hgb. v. E. Pariselle u. H. Gade: A 218). Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1925. XII, 110 S.

Mit Unterstützung des Verfassers hat der Herausgeber aus L. Madelins von der Akademie preisgekröntem Werk „La Révolution“ (Paris, Hachette 1913) diese für die Prima bestimmte Auswahl getroffen. Die Darstellung Madelins zeichnet sich durch glänzende Charakteristiken und ein ruhig abwägendes Urteil aus. Die Gliederung in kurze Abschnitte erleichtert die unterrichtliche Behandlung. Eine deutsch geschriebene Einleitung über „Das Frankreich vom Jahre 1789“ hat der Herausgeber seiner Auswahl vorangestellt; auch sie schließt sich an Madelin an.

Alzey (Rheinhausen).

Albert Streuber.

ENGLISCHE ANSCHRIFTEN.

Empfohlen durch Frl. Studienrätin Dr. E. Huber, Frankfurt a.M. Weberstr. 4:

London:

„Maxwell House“ I. M. C. A., 24 Clifton Gardens, Maida Vale W. 9.
Mrs. Parker, 32 Lady Margeret Road, Kentish Town N. W. 5.
E. Hobbs, 106 Butler Road, Harrow (near London), Middlesex.

Oxford:

Miss Archer, 20 St Margeret's, Road.
„The Wyche“, St. Micheal's Road.
Mrs. Harris, 4 Museum Road.
Mrs. C. Beverly Davies, 3 Park Crescent.

Cambridge:

Miss Hall, 77 Glisson Road.
Mrs. Gautry, Grantchester Street.

The Holiday Fellowship Headquarters:

Mr. Leonard, Bryn Corach, Conway, Wales.
(Guesthouses in all parts of England)
Misses Kaines, Chipton, Keen Road Worthing, Sussex.
„The Glen“, Sidmouth, South Devon.
„Bella Vista“, Teignmouth, South Devon.
Mrs. Thomkins „Kodai“ King's Road, Swanage, Dorset.
„Eversley“ Durley Road, Bournemouth.

Durch Studienrat Dr. Meyer, Flensburg, ORS I:

Mrs. Pardy, 96 Cromwell Road, Wimbledon, London SW 19.

Durch Frl. Kappus, Frankfurt a. M., Wolfgangstr. 85:

Mrs. C. Adcock, 269 Gray's Inn Road, King's London WC 1.

Hingewiesen sei auch auf „The Pen Club (Society of Friends)“
9, 10, 11 Tavistock Square, London WC 1.

The Fellowship of Reconciliation, 17 Red Lion Square, London WC 1.